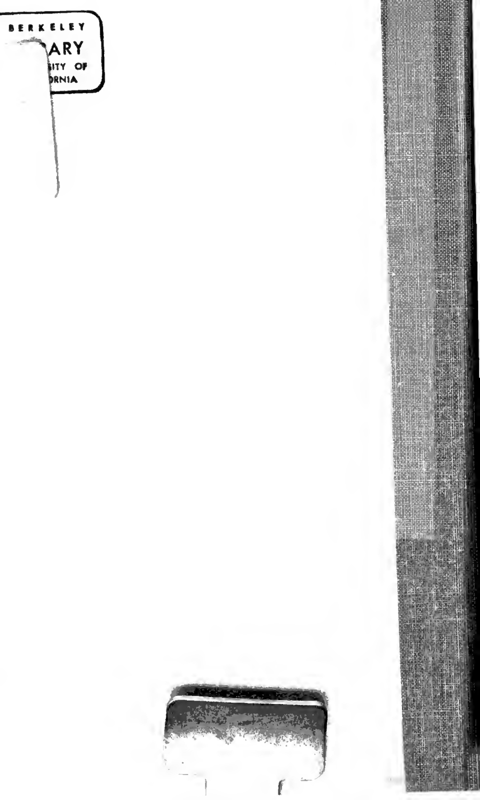
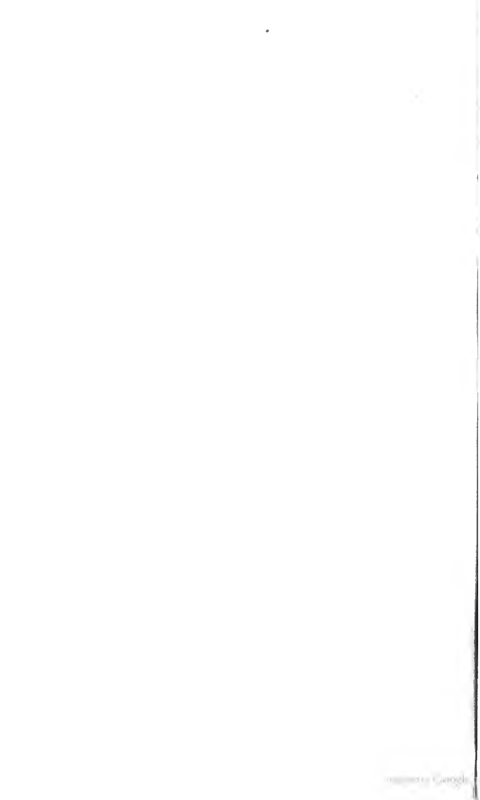








Bernhard, Marie

Pariser Leben

Bilder und Skizzen

von

Bernhard Frey [pseud.]



Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1887

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

I. Abschnitt.

Aus den Pariser Salons:

Madame Juliette Adam und ihr Salon 5
Bei Madame de Rute 29

II. Abschnitt.

Porträts:

Herr von Freycinet 41
Eduard Lockroy 53
Dr. Georges Cléménceau 60
Louise Michel 76
August Dumont 86

III. Abschnitt.

Aus der Chronique scandaleuse:

Aus dem Salon einer glänzenden Courtisane.......... 95
Die Duelle der Pariser Journalisten 105
Mademoiselle Schneider-Sombreuil 122

Seite

IV. Abschnitt.

Strassenscenen und Skizzen:

Der Carneval in Paris. — Die naturalistische Quadrille 137
Unter Revolutionären 145
Die Feste „du commerce et de l'industrie und das militärische Caroussel auf dem Marsfelde........... 156
Der Grand Prix de Paris.......................... 172
Die Blumen der Todten 186
Idylle und Cancan:
I. An den Ufern der Seine 193
II. Am Marnestrande.......................... 202

V. Abschnitt.

Aus den Theatern:

Massenet's neueste Oper der „Cid“ 215
„Georgette“ von Victorien Sardou 225
„Sapho“ von Alphonse Daudet und Adolphe Belot 244
„Marien Delerme“ 256

VI. Abschnitt.

Aus den Gerichtssälen:

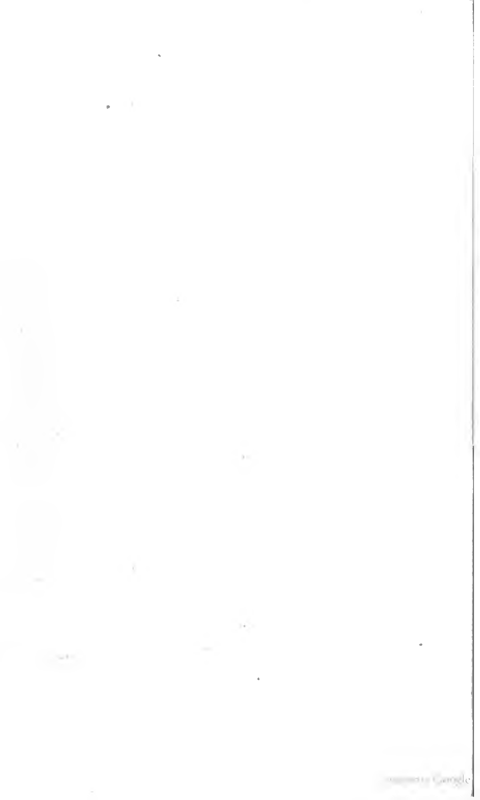
Ein Giftmörder aus Liebe 269
Prinz Albert de Sartini Graf von und zu Resarno..... 279

VII. Abschnitt.

Die Revanche-Idee:

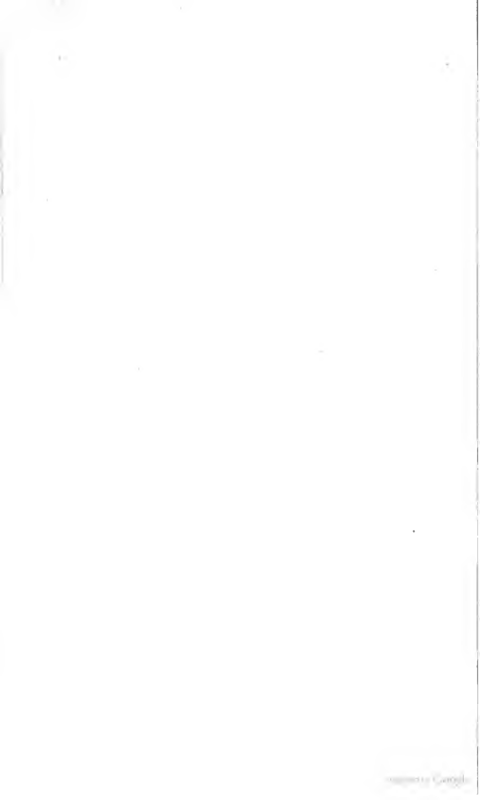
Die Revanche-Idee in Frankreich 291
Französische Stimmen über Deutschland und seinen Kaiser 298

Pariser Leben.



I. Abschnitt.

Aus den Pariser Salons.



Madame Juliette Adam und ihr Salon.

Frankreich und seine Hauptstadt Paris haben seit Jahrhunderten den Ruf, das Land der guten Sitte und des feinen gesellschaftlichen Verkehrs zu sein und Paris insbesondere gilt überall nicht nur als die glänzende Stadt, in der man nach Herzenslust in der ungenirtesten Weise über die Schnur hauen kann, sondern auch als die Stätte, auf der Geselligkeit, feiner Umgang und exquisites Salonleben besonders gedeihen. Die „Pariser Salons", vom berühmten historischen Salon „Rembouillet" angefangen, bis auf die allgemein bekannten gesellschaftlichen Centren des zweiten Kaiserreichs, ja sogar der dritten Republik hinab, dienten ausschliesslich den übrigen Hauptstädten Europas zum Muster, nach dem, leider mit wenig Erfolg, hervorragende Geister, insbesondere geistreiche Frauen in ihrer Heimat einen gesellschaftlichen Brennpunkt herzustellen bestrebt waren, in welchem alle Geisteskräfte der Hauptstadt zu einem gemeinsamen intensiven Feuer sich vereinigen sollten. Allein, um einen solchen neutralen Boden

zu schaffen, auf dem Männer von Talent und Geist, die im öffentlichen — vielleicht auch privaten — Leben sich bekämpfen, die Systeme und Welten, welche sich gegenseitig ausschliessen, vertreten, in ungezwungenem Verkehre einander gegenübertreten könnten, um vertraut oder mindestens geistreich-sarkastisch, aber ausgesucht höflich mit einander zu plaudern, ihre Gedanken auszutauschen etc., muss man eben ganz besondere Eigenschaften besitzen. Zur Lösung dieses schwierigen Problems ist es sogar keineswegs genügend, wenn blos die Hausfrau, in deren gastlichen Räumen eine ganze Armee von Sommitäten sich versammelt, viel Tact und Umsicht entfaltet; — auch die Habitués müssen sich daran gewöhnen, ihre Steckenpferde, welche sie Tags über reiten, mit dem Parapluie oder Spazierstocke im Vorzimmer zurückzulassen, um den gastlichen Salon als gewöhnliche geistreiche Menschen zu betreten, die „fern von Madrid" ein Stündchen angenehm mit ihren erbittertsten Gegnern plaudern, oder andere minder begabte Sterbliche mit ihren Geistesfunken entzücken wollen.

Dieser Umstand allein, dass diese Pariser Salons die Musterbilder aller ähnlichen gesellschaftlichen Cirkel sind, ganz abgesehen von der unbestreitbaren Thatsache, dass wir in den Parisern noch immer unsere Meister und Lehrer in der Kunst, mit Menschen höflich zu verkehren, sehen, macht es erklärlich, dass der Ausdruck: „Ein

Pariser Salon“ allein schon auf unseren Geist und unsere Sinne etwa in derselben Weise wirkt, wie ein elektrischer Schlag auf unsere Nerven. Der Grossstädter — ich meine den Gesellschaftsmenschen — der in der Regel mit ängstlicher Peinlichkeit darüber wacht, längstens acht Tage später jede verrückte Neuerung nichtsthuerischer hiesiger Pflastertreter triumphirend zur Schau zu tragen, interessirt sich in eindringlicher Weise für die Vorgänge in den Pariser Salons, um sein ängstlich mahnendes Gewissen endlich beruhigen zu können und die Gewissheit zu erlangen, dass an der Spree oder Donau man genau nach berühmtem Pariser Muster empfange und in Gesellschaft gehe. Ihn interessiren wohl auch die Persönlichkeiten, die in solchen Salons verkehren; allein die Toiletten, die Schlinge der Cravatte, die Art und Weise des Kratzfusses, sowie die hochnothpeinliche Staatsfrage, ob man der Hausfrau beim Eintritte die Hand zu küssen habe oder nicht, sind für ihn von weit ausschlaggebenderer Bedeutung. Den Provinzler, den Bewohner der kleineren Stadt, in welcher in Folge vorherrschender Klatschsucht die grossstädtische Geselligkeit nur schwer gedeihen kann, sowie die lesende Damenwelt, dürfte eine derartige Schilderung der literarisch-politischen Salons des Seine-Babels in womöglich noch erhöhtem Masse interessiren. Sind doch Männer wie Dumas, Sardou, Augier, Daudet, Renan etc. in

ihren Augen wahre Halbgötter und die Stätte, wo dieselben regelmässig verkehren und sich zwanglos geben, mindestens erhabene Tempel der exquisit feinen Geselligkeit, wunderwirkende und mysteriös anziehende Wallfahrtsorte, die einmal im Leben besuchen zu können den Europäer gerade so unwiderstehlich lockt, wie ein Mekka jeden Muselman, der nach Mahomeds Recept selig werden will.

Diese Betrachtungen riefen bei mir den Glauben wach, dass selbst eine unvollkommene und nur flüchtige Schilderung einzelner, auch auf den Pariser Boulevards als „Salon“ angesehener gesellschaftlicher Centren, dem deutschen Leser nur willkommen sein dürfte. Und so wage ich mich denn an die Aufgabe, in der Form zwangslos gezeichneter Skizzen einige Bilder hiesiger Salons zu entwerfen, deren Contouren den freundlichen Leser vielleicht in die Lage versetzen dürften, über die Art und Weise, in welcher die gute Gesellschaft im republikanischen Paris empfängt und sich „geistreich“ unterhält, eine Idee sich zu bilden.

Wenn wir von den streng abgeschlossenen Cirkeln des hocharistokratischen Faubourg St. Germain, in die einem profanen Bürgerlichen, wie der Schreiber, zu dringen schier unmöglich ist, abstrahiren und dem lebendig pulsirenden Pariser Gesellschaftsleben den Vorzug vor der halbvertrockneten Mumie zwar legitimistisch vornehmer,

aber sonst herzlich langweiliger, geburtsadeliger Geselligkeit zuerkennen und unter den zahlreichen Salons der jüngeren Gesellschaftsschichten, denen die Zuführung einer reichlichen Dosis urdemokratischen Blutes ein gesundheitstrotzendes Aeussere verleiht, Umschau halten; wenn wir die verschiedenen bonapartistischen, orleanistischen, republikanischen Salons politisch-literarischen Charakters — ja selbst die Centren der Geselligkeit der allmächtigen Pariser Finanzbarone Revue passiren lassen, so gelangen wir sehr bald zur Ueberzeugung, dass von allen diesen Stätten die Empfangsräume der Madame Juliette Adam unstreitig das lebhafteste Interesse bei jedermann wachrufen. In ihrem Hause versammelt sich die Crême der Pariser Gesellschaft; hier sehen wir den im öffentlichen Leben sich rauh geberdenden strengen Republikaner, der gegen Prinzen donnert und gesellschaftsnivellirende Theorien mit glühender Emphase vor einem Parterre „kleiner Leute“ herdeclamirt, mit Monsieur le duc X oder Monsieur le comte Y in irgend einer Fensternische vertraulich plaudern und mit discretem aber herzlichem Auflachen die Tagesereignisse des Boulevards mit hochpikanter Pointe flüstern, während auf dem danebenstehenden Sopha Henri Rochefort oder Anatole de la Forge mit der männlich stolzen und imposant schönen Erscheinung des bonapartistischen Klopffechters Paul de Cassagnac im eifrigen Zwiegespräche, die etwa eigen-

artigen Phasen des letzten Duelles zergliedert oder über die Vorzüge der jüngsten edlen vierfüssigen Sieger auf dem Turfe von Longchamps oder Vincennes eingehend discutirt.

Wer gerade Glück hat, kann hier das sonderbare Schauspiel mit Musse betrachten, wie ein begeisterter Poet, welcher wiewohl ein erklärter Liebling der Musen, dennoch der Hexe Politik nur zu reichliche Hekatomben opfert, der roth in roth schimmernde lyrische Sänger und in Dythyramben sprechende socialistisch stark angehauchte radicale Deputirte von Marseille Clovis Hugues, der glückliche Gatte der ebenso ihrer Schönheit, wie ihrer Charakterstärke wegen allgemein gerühmten „Rächerin ihrer Ehre“, mit dem beredtesten Wortführer der Partei des „Plebiscites“, Raoul Duval in hochernste Gespräche sich vertieft; wie sie beide, Arm in Arm die glänzend erleuchteten Gemächer durchschreitend, von ihrem Gesprächsstoffe so vollständig absorbirt sind, dass sie weder die neugierigen Blicke der, an ähnliche Erscheinungen nicht gewöhnten Fremden, noch die Handgrüsse der eigenen Freunde und Bekannten gewahren.

Derartige Contraste sind übrigens hier nicht selten, sie gehören vielmehr zur Tagesordnung. Zählt doch Madame Adam in allen politischen Lagern des heutigen Frankreich ergebene und treue Freunde, welche mitunter sich veranlasst sehen

der politisirenden Frau oder dem weiblichen Chef-Redacteur der „Nouvelle Revue“ in den ihnen zur Verfügung stehenden Organen den Kopf zu waschen; — dafür aber nie unterlassen bei der Weltdame Juliette Adam noch am selben Tage ihre Entschuldigungen persönlich vorzubringen.

Neben den bekanntesten und anerkanntesten Wortführern fast aller politischen Parteien, welche in der Regel von einem wahren Generalstabe jüngerer Volksvertreter, Politiker und Journalisten umgeben sind, trifft man in diesen gastlichen Räumen bei den officiellen Empfangsabenden so ziemlich Alle, die einen Namen in Paris haben. Die literarische Republik ist au grand complet und nicht minder vollzählig ist die Künstler-Welt. Staatsmänner, Diplomaten, Krieger, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Tragöden und Sänger eilen auf ein gegebenes Signal — eine einfache Tagesnotiz in den grossen Journalen des Inhaltes, dass Madame an diesem und diesem Tage empfängt — in hellen Scharen herbei. Trotz der sehr umfangreichen Empfangsräumlichkeiten, wiewohl meistens selbst die Wohnzimmer den Gästen zur Verfügung gestellt werden, herrscht hier in der Regel ein Gewühle und Gedränge, das jeder Beschreibung spottet.

Madame Juliette Adam pflegt bei Empfangsabenden ihr Hauptquartier in dem überaus geschmackvoll decorirten Speisezimmer aufzuschla-



gen. Dieses Speisezimmer steht in der unmittelbarsten Verbindung mit dem nicht gerade gar zu grossen Vorzimmer und alle Gäste — Habitués, wie eingeführte Fremde beeilen sich, bevor sie mittels der vom Vorzimmer aus bogenförmig um die ganze Wohnung herumführenden Couloirs in die Gemächer treten, dieses Speisezimmer aufzusuchen, um der Hausfrau die Hand zu drücken oder im Fluge eines jener kurzen herzlichen Worte der Begrüssung zu erhaschen, welche speciell Madame Adam stets in so geistreicher und origineller Weise zu finden weiss. Dieses Zimmer also, in dem Madame Adam ihren Gästen den Willkommen bietet, ist der geeignetste Beobachterposten für jedermann, der an einem Abende alle Pariser Berühmtheiten kennen lernen will. Und so lade ich denn den geneigten Leser ein auf einem der breiten und bequemen, mit grünem Plüsch bedeckten Divans, welche den Wänden entlang postirt sind, mit Platz zu nehmen, um mit Musse die eintreffenden Gäste, sowie die Gestalt der Hausfrau betrachten zu können.

Diese kleine verwachsene Gestalt mit einem Rücken, dessen höckerförmige Form selbst die Kunst des geschicktesten Schneiders ganz zu verbergen und symmetrisch abzurunden ausser Stande wäre, welche dort am Eingange in den Hauptsalon in halb nachlässiger Weise an die Thürpfoste sich anlehnt, ist der gefeierte Verfasser des

„Maître de forges", der Romancier und Dramaturg George Ohnet, der mit einem einzigen Werke beinahe eine Million Franken zu verdienen wusste. Sein hageres Gesicht, welches eckig und kantig ist, die stark hervorstechenden Backenknochen, die schmutziggelbe Hautfarbe, der schüttere und stellenweise wie ausgebissen aussehende röthlich blonde, borstenartig kurze Vollbart, der nur um das stark verlängerte Kinn herum eine längliche Spitze bildet, geben ein Ensemble, welches weder Interesse zu erwecken, noch Sympathie zu erzeugen geeignet wäre, wenn eben in diesen runden tiefliegenden Augenhöhlen nicht solche prächtig blaue, feurig strahlende Sterne sässen, denen ein hochentwickeltes Geistesleben einen blendenden Glanz verleiht. Diese so ausdrucksvollen Augen betrachten mit Interesse die zierliche Gestalt, welche soeben spricht, sie hängen buchstäblich an den Lippen dieses Redners, der sich François Coppée nennt.

Wer kennt sie nicht die feinen, elegisch schwermüthigen Züge dieses zu den Herzen sprechenden Dichters, dieses ebenso geistvollen, wie gemüthstiefen Erzählers, der trotz seines einfachen ungekünstelten Stiles das Gemüth seiner Leserinnen so sehr zu erschüttern weiss, dass ihnen die Augen übergehen und mit den erlösenden Thränen der Erleichterung eines in dem tiefsten Innern der Seele sitzenden eigenen Weh's, oder der bitter-

süssen Zähre der Theilnahme und des Mitgefühls mit den Leiden der handelnden Helden sich füllen. Das glatt nach rückwärts zurückgekämmte, graumelirte, schüttere Haupthaar, der sanft zur Seite geneigte Kopf, dieser ernste, bald wehmüthig düstere, bald theilnahmsvoll schimmernde, und wie durch einen Thränenflor gedämpfte, feuchtglänzende Blick, die unschilderbare Sanftmuth, die auf diesem beinahe mädchenhaft zarten Antlitze ruht und dasselbe verklärt, rufen in uns eine Stimmung hervor, die an Andacht grenzt. Man lauscht in stiller Sammlung seinen cadencirt fliessenden und melodisch klingenden Worten, die allerdings oft viel weniger sentimental sind, als seine Schriften, und mitunter sogar einen kaum merklichen Beigeschmack eines leichten Sarkasmus besitzen, den nur minutiöse Beobachter und Personen mit einer besonders feinen Auffassungsgabe herausfühlen.

Sein Nachbar zur Rechten, diese massive Gestalt mit dem vollen, vor Gesundheit strotzenden, glattrasirten Pfaffengesichte — ist der präsumtive Nachfolger Victor Hugo's auf dem bis jetzt noch unbesetzten Throne, welchen der begabteste Jünger Apoll's in Frankreich zu besteigen berufen ist. Lecomte de l'Isle ist gewiss ein gottbegnadeter Dichter und so mancher literarische Feinschmecker, welcher Schönheit der Form mit Gedankentiefe oder wahrer Empfindung gepaart,

viel höher als die oft bombastische, schwulstige und viel zu sehr „gemachte", daher seltener voll und echt empfundene Phrase der Leier Victor Hugo's schätzt, beschuldigt unser Zeitalter der tiefen Undankbarkeit — weil dem schwungvollen Poëten auch nicht der hundertste Theil jener Verehrung entgegengebracht wird, mit welcher Hugo wie ein Gott angebetet wurde. Allerdings hatte Hugo das Glück, in einem Zeitalter zu leben, in dem man politische Ansichten wie Handschuhe noch wechseln konnte, in dem man es geradezu selbstverständlich fand, dass ein Dichter, der als religiöser Schwärmer und leierbeschwingter Vertheidiger des Gottesgnadenthums seine Laufbahn begann, ein Mann, der hierauf in einer Ode ein Denkmal aere perennius den Bonaparte's errichtete, schliesslich als republikanischer Märtyrer seine Tage beschloss. Der politischen Märtyrerkrone mag wohl der Löwenantheil der Gründe und Ursachen zufallen, welche bei den Franzosen die Bewunderung des gewaltigen Dichtergenies Victor Hugo's — in einen förmlichen Cultus umwandelten.

Der Mann, welcher neben dem Dichter Lecomte de l'Isle steht und gerade seinen Zwicker aufsetzt, um besser die Gestalt einer soeben eintretenden Schönheit bewundern zu können, ist nicht nur ein Bruder in Apoll des jüngsten Academikers, sondern obendrein noch sein Amts-

genosse, beide sind Bibliothekare des französischen Senates. Diese feinen durchgeistigten Züge, der elegante, zierlich gefaserte Bart, das noch immer feurig und kühn blitzende Auge erklären uns hinlänglich, warum ihr Besitzer, der formgewandte Verfasser der „Comédie infantine", der Poet und jahrelange Leitartikler der grössten französischen Zeitung (Journal des Debats) — Louis Ratisbonne, ein so erklärter Liebling der Damenwelt war — und noch sein soll.

Doch wenden wir uns der Hausfrau zu. Bevor ich dieselbe zu porträtiren versuche, will ich in wenigen Worten mit dem Politiker Madame Adam mich abfinden, um desto eingehender mit der Salondame Juliette Adam mich beschäftigen zu können.

Madame Adam ist eine hitzige Patriotin, und auch als Politiker Frau. Sie beurtheilt die politischen Ereignisse nicht mit dem klaren Verstande, den sie besitzt, sondern viel zu oft mit ihren Nerven. Bei Frauen ist bekanntlich das Empfindungs-Vermögen bei weitem entwickelter als bei uns hässlichen Männern und darum müssen weibliche Politiker mit einem anderen Massstabe gemessen werden. Uebrigens reclamirt das schwache Geschlecht in seiner Gesammtheit sogar für ihre unnatürlichen Schwestern, die der „Ketzerin" Emancipation huldigen, die als Blaustrümpfe, Staatsmänner in Unterrock oder Doctoren mit Haube und Tournüre nur

das e i n e Verlangen kennen, die Männer zu copiren, das Vorrecht der „galanten Behandlung.“ Ausserdem würden wir Männer ja ein Attentat an unserem Selbstbewusstsein begehen, in eclatanter Weise den von uns bekämpften revolutionären Bestrebungen des schönen Geschlechts, in unser Heiligthum, die politische Arena, einzudringen, die Legitimirung ertheilen, wenn wir einen weiblichen Staatsmann oder Politiker gar zu ernst nehmen möchten. In dieser Studie obendrein, welche blos den Zweck verfolgt, wie es Eingangs schon gesagt wurde, ein Bild der in Paris geübten Geselligkeit zu entwerfen, wäre eine Argumentation, mit politischem Beigeschmack ganz und gar nicht am Platze, und ich will daher nicht nur dieser politischen Scylla, sondern auch der literarischen Charybdis aus dem Wege gehen und die Beurtheilung und Zergliederung selbst der blaustrümpflichen Thätigkeit der Madame Adam für eine rein literaturhistorische Abhandlung über die modernen Pariser Romanciers mir aufsparen, in deren Reihen Juliette Adam mit ihren Werken unstreitig einen hervorragenden Platz einnimmt.

Madame Juliette Adam als Frau ist ja in der That eine so anziehende und fascinirende Erscheinung, ein so ausserordentliches, über die Masse ihrer Geschlechtsgenossinnen, welche als Salondamen einen Ruf besitzen, so hervorragendes Wesen, dass ihr Wirken blos als Weib, ihr Ein-

fluss auf die Gestaltung der geselligen Zustände in Paris für den Tagesschriftsteller ein nur zu lockender Vorwurf ist.

Von imposanter Gestalt, den interessanten und noch immer schönen Kopf mit dem schlanken Schwanenhalse, der auf so wohlgeformten, wie Alabaster glänzenden Schultern sitzt, stolz und kühn zurückgeworfen; um die Lippen ein bezauberndes Lächeln, welches die sympathischen Züge verklärt und beleuchtet; in den rosig angehauchten Wangen kleine Grübchen; strahlende, heiter schimmernde Augen, die jede Befangenheit beim Gaste zerstreuen, und der treuherzige Blick dieser blauen Augen sind natürliche Vorzüge, welche selbst auf diejenigen Männer, die wohl wissen, dass Juliette Adam seit einer Reihe von Jahren schon Grossmutter ist, einen gar bedeutenden und tiefen Eindruck machen. Bevor man noch die bestrickende Liebenswürdigkeit ihres Wesens, mit welcher sie Fremde zu umgarnen fast nie unterlässt, zu würdigen in die Lage kommt, wird Geist und Sinn von ihrer gesundheitsathmenden, trotz der sich bildenden Rundung überaus elastischen Gestalt unterjocht und gefangen genommen. Juliette Adam hat eben eine jener Physiognomien, welche auf den ersten Blick Sympathie erzeugen, Herzen erobern. Ihre Gesichtszüge sind nicht schön im Sinne der antiken Aesthetik. Aber solch' ein classisch schönes, erhabenes, an die Marmorstatuen

der Alten erinnerndes Antlitz zwingt uns höchstens nur Bewunderung, keineswegs aber Liebe ab. Der Gesichtsausdruck der Madame Juliette Adam bringt das Gegentheil zu Wege.

Der Fremde, welcher sie zum ersten Male sieht, vergisst unbewusst die ganze Masse von Bewunderung, welche er in den verschiedenen Zeitungen sich zusammengelesen, die Befangenheit, die noch auf der Treppe und im Vorzimmer ihn so linkisch und unbeholfen machte, weicht wie durch Berührung mit einem Zauberstäbchen von ihm, und erleichtert, hoch erfreut aufathmend, folgt er selbstbewusst dem Freunde, der ihn vorstellen will. Diese plötzliche Umwandlung, eben die Folge der ungezwungenen Natürlichkeit der Hausfrau, wird durch den Schalk erzeugt, der aus allen Winkeln ihres Gesichts hervorlacht.

Madame Adam ist in ihrem Empfangssalon blos Frau, nichts anderes als Frau; allerdings aber eine Frau, mit der an der Kaminecke zu plaudern ein ganz auserlesener, geisterquickender Genuss ist. Mit seltenem Takte versteht sie bei der Begrüssung diejenige Note anzuschlagen, die in den Ohren des Begrüssten wohlklingt, und wenn ausnahmsweise irgend ein gar zu bescheidener Besucher, den sie zum ersten Male sieht, trotz ihrer soeben geschilderten Natürlichkeit die durch Verlegenheit erzeugte Röthe aus seinem Gesichte nicht bannen kann und stotternd eine unzusam-

menhängende Entgegnung zu stammeln beginnt, so weiss sie so geschickt und zart ihm plötzlich zu entschlüpfen, dass der Bedauernswerthe, dem sie eine Blamage ersparte, mit Dankesthränen in den Augen in der Menge der Besucher sich verliert.

Der Salon der Madame Adam ist mit der Geschichte der dritten Republik eng verknüpft und unzertrennlich verwachsen. In ihrem Salon, der unter dem Kaiserreiche eine hochrevolutionäre Bedeutung besass, sind alle die Männer, welche seit einem Jahrzehnt in Frankreich regieren, grossgezogen worden. Ihr gastliches Haus war das Centrum der Opposition, die Stätte, wo die wenigen, zu jener Zeit machtlosen und von den Schergen des dritten Napoleon verfolgten und gehetzten Republikaner geistige Anregung und materielle Hilfe fanden. Ihr Gatte Edmond Adam, der gewesene Verwaltungsrath des mächtigen Finanzinstitutes „Comptoir d'escompte“, war eben der einzige reiche Mann in Paris, der offen dem kaiserlichen Hofe zu trotzen und sich unumwunden als Republikaner zu erklären wagte. Alle unzufriedenen Elemente, alle jugendlichen Schwärmer und begeisterte, der Aufopferung fähige Freiheitskämpfer betrachteten Adam als ihre Stütze, als ihren Schutzhort. An ihn wendeten sich Jünglinge wie Gambetta, Floquet, Brisson in ihrer Bedrängniss; in seinem Hause verkehrten täglich die schon zu Männern

gereiften Schriftsteller und Publicisten, die da Rochefort, Freycinet, Lokroy, Jules Favre, Allain Targé, Ranc etc. hiessen.

Während der Herrschaft Mac Mahon's behielt der Salon des Deputirten Edmond Adam, der am 4. September 1870 auf den wichtigen Posten des Seinepräfecten berufen worden war, seine ganze frühere Bedeutung; ja so lange die Männer des 16. Mai am Ruder waren, konnte man getrost die Empfangsräume der Madame Adam als das Hauptquartier der ganzen republikanischen Partei bezeichnen. Hier tagte permanent der Generalstab der 363, hier entwarf Gambetta den Plan zu seiner kühnen Contrerevolution, für den Fall eines von Mac Mahon versuchten Staatsstreiches. Als endlich die Reaction definitiv besiegt war und die Männer, welche als Jünglinge schon täglich im Hause Adams sich zu versammeln pflegten, die Zügel erfassten, hohe Staatswürdenträger und Minister wurden, erlangte der Salon der Madame Adam eine ganz ausserordentliche Bedeutung. Die Stätte, wo früher Angriffswaffen gegen die bestehende Regierung geschmiedet worden waren, verwandelte sich in einen absolut officiellen Salon, in dem Regierungspolitik getrieben und thatsächliche Geschichte Frankreichs gemacht wurde.

Um diese Zeit starb der von seiner Gattin zärtlich und innig geliebte Edmond Adam. Die Bedeutung des gastlichen Hauses erlitt durch



den Tod Adams keinerlei Abbruch, da während der langen Jahre zwischen der geistreichen Schriftstellerin und so ausserordentlich liebenswürdigen Frau und all diesen Männern, welche heute die erste Rolle in Frankreich spielen, eine überaus innige Freundschaft entstanden war. Die Macht der Gewohnheit mochte hier ihr grosses Wort mitgesprochen haben, sowie der Umstand, dass der republikanische Diktator, der soeben zum Kammerpräsidenten sich wählen liess — ich meine Léon Gambetta — der alten Freundschaft eingedenk, hier im Salon der Madame Adam fast täglich Hof hielt.

Die Freundschaft zwischen Juliette Adam und Léon Gambetta sollte übrigens nicht von langer Dauer sein. Gambetta gewöhnte sich eben gar zu schnell an den Weihrauch, der ihm so reichlich gespendet wurde, und begann von aller Welt eine bedingungslose Anbetung zu verlangen. Er wollte als grosser Mann angestaunt und beinahe auf den Knieen verehrt werden, ein Verlangen, dem Juliette Adam, die eben Gambetta noch als Studenten gekannt, die an seine bescheidenen Anfänge sich lebhaft erinnerte und genau wusste, dass ihr Gatte dem sich jetzt wie ein Halbgott geberdenden Gambetta recht oft die materiellen Schwierigkeiten besiegen half, nie Folge leisten wollte. Je mehr der Eigendünkel Gambetta's stieg, desto schwächer wurden die Freundschaftsbande, und als schliesslich der auf die Ministerpräsident-

schaft sich vorbereitende Gambetta die Maske fallen liess und seinen gewesenen Wählern, den Radikalen von Belleville, in jener denkwürdigen Versammlung zurief, dass er sie selbst in den entferntesten Schlupfwinkeln finden werde, kam es zwischen Madame Adam und Gambetta zu offenem Bruche. Der Salon der Madame Adam war von diesem Augenblicke an kein ausschliesslich politischer Boden mehr und die Schriftsteller- und Künstlerwelt begann nunmehr siegreich in diese gastlichen Räume einzuziehen.

Heute ist der Salon der Madame Juliette Adam vorwiegend literarischen Charakters, wenn auch fast alle massgebenden politischen Grössen hier an den Empfangsabenden anzutreffen sind. Neben dem Minister des Aeussern, Freycinet, dem jetzigen Kriegsminister Boulanger, der hier mit einer ganzen Reihe bedeutender Generäle plaudert, dem Cultusminister Goblet, dem Postminister Granet trifft man hier regelmässig Maler wie Carolus, Duran, Munkacsy, Laurens, Henner, Bonnat, Gèrome, Cabanel etc. etc. Die Maler- und Bildhauerwelt ist übrigens auf eine ganz originelle Art en masse in den Salon der Madame Adam eingeführt worden und ich will diese kleine Geschichte umso lieber erzählen, als sie den energischen Charakter, sowie die Thatkraft und Elasticität der Directrice der Nouvelle Revue drastisch genug illustrirt, um mir jedweden Commentar zu ersparen.

Gelegentlich der Ueberschwemmung des Jahres 1883, welche insbesondere in Elsass sehr bedeutende Schäden verursachte, begann man überall in Frankreich für die Alsaciens zu sammeln. Trotzdem die Gaben reichlich einflossen, war es in die Augen springend, dass das Comité erst nach Ablauf einiger Monate einen bedeutenden Unterstützungsbetrag nach Strassburg werde senden können. Allein, die Noth war gross und schnelle Hilfe dringend nothwendig. Da entschloss sich plötzlich Madame Adam in ihrem Freundeskreise eine Collecte zu veranstalten. Sie kündigte diesen Entschluss einigen Elsässern an und war unvorsichtig genug die Garantie dafür zu übernehmen, binnen 3 bis 4 Wochen allein 100.000 Francs zu sammeln. Madame sah sehr bald ein, dass es einfach ein Ding der Unmöglichkeit wäre, durch Sammlungen diesen Betrag so in aller Eile zusammen zu bringen. Was thun? Nun sie fand einen Ausweg. Sie schrieb eigenhändig etwa 50 bis 60 Einladungskarten, alle ungefähr desselben Inhaltes. Madame Adam bittet den berühmten Maler so und so, gütigst um die und die Stunde bei ihr vorzusprechen etc. Jeder Maler, der solch' eine Einladung erhielt, glaubte natürlich, dass die gefeierte Dame in einer Privatconferenz irgend eine Bitte an ihn stellen wollte und beeilte sich zu erscheinen. Die Enttäuschung soll, wie mir versichert wurde, gross gewesen sein,

als die Herren merkten, dass sie eigentlich zu einer Art von Parlamentsitzung zusammenberufen wurden. Dessenungeachtet müsste jeder, ob er wollte oder nicht, der Hausfrau-Präsidentin das Versprechen geben, binnen kurzer Zeit eine Leinwand zu Gunsten einer Lotterie für die Ueberschwemmten zur Verfügung zu stellen.

Madame Adam begnügte sich jedoch mit dem Versprechen keineswegs. Gleich den nächsten Tag begann sie die Ateliers der Maler zu besuchen, um die Saumseligen anzuspornen, oder die etwa schon fertig gestellten Bilder sofort im eigenen Wagen wegzuführen. Auf diese Weise gelang es ihr 100 von berühmten und sehr bekannten Künstlern gezeichnete Bilder in weniger als 14 Tagen zusammenzubringen, welche sofort als Gewinnste der oben erwähnten Lotterie zur Ausstellung gelangten. Nun hiess es Lose placiren. Madame theilte die Lotterie in 1000 Lose à 100 Francs ein und fand in der That, trotz des spöttischen Lächelns und Achselzuckens so mancher ihrer Bekannten, binnen 8 Tagen 1000 Personen, die ihr zu Liebe 100 Francs für ein Los ausgaben. Allerdings soll sie während dieser 8 Tage derart beschäftigt gewesen sein, dass sie sich mit einem kalten Imbiss als Dejeuner begnügte, welchen sie obendrein noch im Wagen einnahm.

Madame Adam als Frau hat eine glänzende Eigenschaft, welche ihr abzugucken unsere Damen

wohl thäten. Im Salon ist sie Salondame — vor dem Schreibtisch sitzend ist sie Schriftstellerin und Journalist — und sonst eine vorzügliche Hausfrau.

Von ihr kann man nicht nur über Politik, Literatur u. s. w. belehrt werden; — sondern auch über die Art und Weise, in welcher am schmackhaftesten irgend eine Speise zubereitet werden soll u. s. w. Bei uns leider glaubt die Damenwelt, dass eine echte Salondame vor allem eine Zierpuppe sein müsse — die natürlich an Wirthschaft und Küche — quelle horreur — auch nicht denken darf.

Vom Salon der Madame Adam zu sprechen ohne des Grafen Vasili zu gedenken — wäre einfach ein Unding. Und wenn ich auch kaum irgend etwas Neues über diese mysteriöse Persönlichkeit zu sagen weiss, — so will ich zumindest diese Gelegenheit benützen, um eine ziemlich weit verbreitete Ansicht, Graf Vasili sei eine imaginäre Persönlichkeit, zu berichten. Hinter dem Pseudonym Vasili verbirgt sich ein nicht unbekannter Diplomat deutschen Ursprunges, welcher von Berlin aus das Manuscript über die Société de Berlin der Madame Adam einsendete.

Mehrere Personen, welche das Original-Manuscript sahen, versicherten mich, dass die Schriftzüge in unverkennbarer Weise eine deutsche Hand verrathen.

Der grosse Erfolg der „Société de Berlin“ veranlasste Madame Adam ähnliche Publicationen über die Gesellschaften der anderen europäischen Hauptstädte dem Opus des geheimnissvollen Grafen Vasili folgen zu lassen. Alle diese Publicationen sind eigentlich Compilationswerke und Madame Adam, sowie ihre hiesigen Mitarbeiter haben in stofflicher Beziehung kaum irgend welche nennenswerthe Beiträge geleistet. Ihre Thätigkeit war vielmehr eine rein redactionelle.

Die „Nouvelle Revue“, in deren Spalten die „Sociétés“ der verschiedenen Hauptstädte erschienen waren, wurde von Madame Adam im Jahre 1879 gegründet. Es handelte sich darum, eine republikanische Zeitschrift ins Leben zu rufen, welche an Gediegenheit der orleanistischen „Revue des deux mondes“ gleich käme. Die Idee war zu mindestens gewagt und es soll keine leichte Aufgabe gewesen sein das nothwendige Capital — eine halbe Million — aufzutreiben.

Der rastlose Eifer Juliette Adam's wusste alle Schwierigkeiten zu besiegen und Dank ihrer unermüdlichen Thätigkeit, sowie der Mithilfe des früheren Chef-Redacteurs der „France“ — wie lange dieses Blatt noch ein ernstes politisches Organ war und Emil von Girardin gehörte — des als Journalisten wie Menschen hochgeachteten Publicisten Mazeras — eroberte die Nouvelle Revue sehr bald einen grossen Leserkreis.

Abgesehen von den Malern und Bildhauern, versammeln sich bei Madame Adam fast allwöchentlich die bekanntesten französischen Schriftsteller und Dichter. Man trifft hier sehr häufig Alexander Dumas, Alphonse Daudet, Augier, Sardou, Renan, Paul Bourget, Guy de Maupassant, Claretie, Bornier, Ulbach, Pierre Lotti, Aurelien Scholl, Jean Hicard etc. etc. Der Umstand, dass allen Empfangsabenden dpr Madame Adam ein Kranz wunderschöner Damen beiwohnt, dass die ersten Künstler der „Comédie française“ und der Oper hier declamiren, Comödie spielen oder singen, während ein Gounod oder Massenet auf dem Claviere begleiten, mag wohl viel dazu beitragen, dass Pariser wie Fremde einer Einladung Juliette Adam's hocherfreut Folge zu leisten nie unterlassen.

Bei Madame de Rute.

Der Ort der Handlung ist das für die Millionäre der Kunst seit einem Jahrzehnt ungefähr entstandene Quartier Monceau. In nächster Nachbarschaft befinden sich die prunkvollen herrschaftlichen Ateliers der Patricier des Pinsels: Meissonnier's, dessen Schloss so gross wie eine Kaserne und dessen Atelier von so hoher Wölbung ist wie eine Domkirche, sowie Munkacsy's, der nicht nur das Talent, sondern auch das Glück zu seinen Atouts zählt, denn der ungarische Veronese soll bei Zeiten hier in Terrains so vernünftig speculirt haben, dass ihm heute sein Prachtbau nicht theurer kommt, als wäre er ein Ehrenpräsent der dankbaren Mitbürger. Der arme Sebastian Lepage endete hier frühzeitig und von jener Krankheit heimgesucht, die sein Arzt nicht nennen durfte, ohne sich Verfolgungen wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses zuzuziehen. Hier befinden sich ebenfalls die verwaisten Palais, wo vor dem Krach der Associé Bontoux', Herr Feder, eine verschwenderische Pracht entfaltete, und das der im Schuldenmachen

wie in allem Uebrigen grossen Tragödin Sarah Bernhardt. Dieselbe bewohnt auf ihre nicht mehr ganz jungen Tage ein simples Stockwerk in dem Viertel Notre Dame de Lorette, und alle vierzehn Tage wird ihr früheres Palais auf der Notarkammer ausgeboten, ohne dass sich ein Kauflustiger meldet.

Dort also, in einem Hochparterre der Rue Logelbach (sprich Logelbasch) hat Madame de Rute ihr fliegendes Feldlager aufgeschlagen; denn seitdem Laetitia Bonaparte-Wyse, die Grossnichte Napoleons I. und Witwe des berühmten italienischen Staatsmannes Ratazzi, den spanischen Staatsmann de Rute geheiratet, ist das bleibende Domicil des Ehepaars Madrid im Palast Altamira. Seit drei Jahren fesselten seine Obliegenheiten als Unterstaatssecretär, Generalsecretär des Minister-Präsidiums und Cortes-Abgeordneter Herrn de Rute derart an die Scholle, dass es ihm kaum möglich war, seine Gattin zu begleiten, wenn diese ganz flüchtig auf ein paar Wochen nach Paris kam „pour se retremper“ und ein wenig Pariser Essenz einzuathmen, wovon eine gewisse Dosis alljährlich jeder grossen Mododame unerlässlich erscheint.

Diesmal jedoch hat der Sturz des Ministeriums Sagasta Herrn de Rute einige Musse gegönnt, und so durfte denn Marie Laetitia wieder einen ganzen Winter an der Seine zubringen und nach mehrjähriger Pause jene gesellschaftliche Rolle übernehmen, die sie während des ganzen siebenten

Decenniums in glänzendster Weise erfüllte. Damals wohnte Madame Ratazzi in der reizenden und geräumigen Villa des Grafen von Aquila in der „Avenue de Boulogne“. An den Empfangsabenden, und diese fanden mehrmals in der Woche statt, waren sämmtliche Räumlichkeiten, alle drei Stockwerke, den Gästen geöffnet, und während der milden Mai- und Juninächte gingen Hunderte von Herren und Damen in dem grossen, parkähnlichen Garten auf und ab und erfreuten sich der feenhaften „Venetianischen Nachtfeste“, welche die unermüdliche Hausfrau mit all' ihrem Chic und Kunstsinn veranstaltete. Damals war das Haus weit und breit geöffnet und die Gastfreundschaft der Enkelin Lucian's war geradezu sprichwörtlich geworden.

Heute gebieten die Räumlichkeiten einige Einschränkungen bezüglich der Quantität der Gäste, was jedoch die Qualität anbetrifft, so genügt ein einziger Blick, um sich zu überzeugen, dass der Salon der Rue Logelbach heute als einer der interessantesten und bedeutendsten Sammelpunkte des geselligen Pariser Lebens bezeichnet werden kann. Die Tafel wird soeben aufgehoben — und in dem grossen, durch Hunderte von Kerzen beleuchteten Salon beginnen sich schon einige frühzeitig erschienene Habitués die Zeit mit Geplauder zu vertreiben. Die Dame des Hauses begrüsst mit Zuvorkommenheit, ja mit Freundlichkeit die Harrenden.

Die stattliche Erscheinung Marie Lätitia's ist so häufig in Versen und in Prosa gefeiert, ihr Porträt durch Bilder und Büsten derart verbreitet worden, dass eine eingehende Schilderung kaum nöthig sein dürfte. Dieses feingeschnittene, bewegliche, geistreiche Antlitz mit dem gutmüthigen und doch vornehmen Lächeln um den Mund, dieser Musenkopf auf blendend marmornen Schultern, hat noch in jüngster Zeit Künstler inspirirt, da bei der nächsten Ausstellung in den Champs Elysées eine Büste und ein Bild, beide, wie behauptet wird, vortrefflich gelungen, zu sehen sein dürften. Die Robe ist von reichem Stoffe, aber einfach, ein breites Ordensband (ich glaube des spanischen Marie Luisen-Ordens), ein Collier von ungeheuer grossen Perlen und eine frische Rose am Busen bilden den ganzen Aufputz. So schreitet sie, von ihrem Cavalier des Abends geführt, bis zu dem grossen Sopha, welches sich unter dem Facsimile in Lebensgrösse des Grabdenkmals Urbano Ratazzi's befindet. Seine Witwe und sein Töchterlein Isabella Roma, die heute zu einem lebhaften, munteren, graziösen Fräulein emporgeblüht ist, sind knieend dargestellt, und beten für den Gatten und Vater. Im Hintergrunde der Gruppe das Savoyische Hauswappen auf einer kostbaren gobelinartigen Tapete.

Wir haben den Cavalier erwähnt, der die Dame des Hauses vom Tische führte und mit dem

sie sehr lebhaft plaudert. Sein Name ist weltbekannt, es ist ein Philosoph, ein ehemaliger Minister, ein Redner, ein Schriftsteller von hervorragender Bedeutung, der sich ausserdem nicht wenig auf seinen Beinamen eines modernen Atheners zu Gute thut: Herr Jules Simon, der geschmeidige Rationalist, von dem der jüngst verstorbene Cardinal Chigi behauptete: „Ich war zwanzig Jahre päpstlicher Nuntius in Paris, habe mit einem ganzen Dutzend Cultusministern zu thun gehabt, aber mit keinem bin ich so gut ausgekommen, wie mit Herrn Jules Simon.“ Und Dupanloup, der Prälat der Jeanne d'Arc, bestätigte dies mit der einzigen Bemerkung: „Der Mensch da wird früher Cardinal werden als ich.“ Heute hat Jules Simon die Grenze der Siebenzig seit einer geraumen Reihe von Jahren überschritten, aber rüstigen und festen Schrittes. Er steht ungebeugt und aufrecht da, wie eine alte Eiche, welche ein Sturm auf einmal entwurzeln kann, die aber vor dem Ende sich nicht krümmt und nicht bückt. Herr Jules Simon ist vor Allem Philosoph geblieben und man merkt an seiner heiteren Miene, dass ihm die Anfeindungen vieler seiner früheren Freunde nicht schaden konnten. Der frühere Minister-Präsident des Marschall Mac-Mahon, der treueste politische Verbündete des Herrn Thiers, macht heute den Eindruck eines Dilettanten, der alles menschliche Getriebe von oben herunter be-

trachtet und in seinen letzten Lebensjahren die Dornen bei Seite zu schaffen und nur die Rosen zu geniessen gesonnen ist und sich dabei wohl fühlt, namentlich wenn die Rosen an dem Busen schöner, geistreicher und interessanter Damen stecken.

Während Madame de Rute einigen Angemeldeten entgegengeht, entspinnt sich eine Unterhaltung zwischen Jules Simon und einem Herrn, dessen Aeusseres als sehr charakteristisch auf den ersten Blick auffällt. Die Züge sind von Hause aus nicht unangenehm und unsympathisch, aber ungemein verzerrt und verwelkt. Die Augen blinzeln unheimlich und die Bewegung der Wimpern ist die höchste Nervosität. Den seltsamen Eindruck vervollständigt und erhöht die Neigung des Kopfes nach rechts und die Wahrnehmung (Alles ist bei dem Herrn seltsam), dass der Körper für diesen Kopf viel zu dick ist. Die Haltung und die Manieren des Gewährsmannes Jules Simon's machen den Eindruck, als suchte der Betreffende distinguirter aufzutreten, als nöthig ist, und fürchte er sich, nicht wohlerzogen genug zu erscheinen. Dieser Sonderling ist ein Mann, der vor etwa einem Jahre viel von sich reden machte, Herr Andrieux, der ehemalige Polizeipräfect, dessen Enthüllungen so viel Aufsehen nnd Befremden erregten. Während seiner Gesandtschaft in Madrid, die so jähe und sogar ein wenig räthselhaft unterbrochen wurde, war Herr Andrieux ein Getreuer des Palastes Alta-

mira — er setzt als gefallene und wieder emporstrebende Grösse seine Besuche fort.

Der scharf anticlericale Gemeinderath Edgar Monteil, der die Romane nur so aus dem Aermel schüttelt, der ewig junge und unvergänglich blonde Dichter und Wagnerprophet Catulle Mendès bilden eine recht interessante Gruppe mit einem recht rüstigen Greis, dessen Charakterkopf mit langem, wallendem, kaum graumelirtem Haar, und langem, zu beiden Seiten der Lippen herabhängendem Schnurrbart — ein Gallischer Schnurrbart à la Vercingetorix — uns durchaus nicht unbekannt ist. Der Vercingetorixbart gehört dem ältesten aller französischen Maler, den Jean Gigoux schildert, und zwar sehr anmuthig in seinen Causeries, „Eine Reise durch die Schweiz"' welche er im Jahre 1820 unternommen hat, und seine grossen Erfolge datiren aus den dreissiger Jahren, wo er sich durch seinen so stark verbreiteten und allgemein anerkannten Leonard de Vinci und seine Hunderte von Vignetten für den Roman „Gil Blas" grosse Berühmtheit verschaffte. Dieser Epigone der 1830er Generation, dieser Dutzfreund von Delacroix, Delaroche und Horace Vernet, der alle grossen Künstler gekannt und täglich mit ihnen verkehrt hat, vertritt in vortheilhafter und kräftiger Weise den Menschenschlag von damals. Trotz seiner zweiundachtzig Jahre stellt er bei der Tafel sehr wacker seinen Mann.

Der Hausherr, eine elegante, schlanke Erscheinung mit ausgesprochenem spanischem Typus und den Manieren eines unverfälschten Hidalgo, führt der Gruppe einen fünften im Bunde zu, den er als den berühmten spanischen Dichter und Dramaturgen Vlasco präsentirt, und es dauert nicht lange, bis sich ein eifriges Gespräch über französische und iberische Poesie zwischen Herrn Vlasco und dem blonden Parnassianer Catulle-Mendès entspinnt.

Je später der Abend vorrückt, desto zahlreicher und interessanter werden die Gäste. Einzelne darunter machen sogar einen geradezu dramatischen Effect. Es ging eine Bewegung durch die Räume, als hätten sich mehrere Elektrisir-Apparate entladen, als der Thürsteher, in correcter schwarzer Kleidung mit der silbernen Kette um den Hals, mit Stentorstimme meldete: „Herr und Frau Clovis Hugues". Während sonst diese Verkündigungen mit grossem Gleichmuthe zur Kenntniss genommen wurden, hatte dieser Ruf zur Folge, dass alle Augen sich erwartungsvoll nach der Eintrittsthür richteten.

Der Anblick entsprach vollkommen den gehegten Erwartungen. Wir durchlebten ein paar Secunden Shakespeare'scher Tragik. Voran schritt die Frau, die Rächerin ihrer Ehre, die Heldin der bekannten Gerichtsaffaire. Madame Hugues war anerkanntermassen vor dem Falle Morin eine der

schönsten Frauen von Paris; die Statur, die Haltung, der Gang dieser Tochter eines Erzrepublikaners und Gattin eines radicalen Volksredners und Volksdichters waren einer Königin würdig und sind es auch geblieben. Das Gesicht dagegen, das schöne, bewunderungswürdige Antlitz hat offenbar unter den Folgen der Affaire gelitten. Die Züge sind verzerrt, die Farbe bleich, todtenblass sogar und aus den Augen blickt etwas von ausgestandener Qual und vielleicht von peinigenden und nagenden Gewissensbissen. Es kann einem auch leid thun, einen Morin getödtet zu haben, und wer weiss, ob der Scharfrichter selbst nicht im Traume die furchteinflössenden Gespenster der durch seine Hand gerichteten Banditen sieht.

Mit ein wenig Einbildung konnten die im Salon der Frau de Rute Anwesenden sich die Scene der Lady Macbeth nach dem Tode Duncan's vorstellen. Es war wirklich, als schwebte ein unsichtbarer Geist vor den Augen der Frau des Abgeordneten von Marseille, den sie, nach Fassung ringend, aber im Innern auf's Tiefste bewegt, zu verscheuchen suchte. Das tiefe Schwarz, in welchem die neu Eintretende gehüllt war, mochte wohl diesen Eindruck illustriren und verschärfen.

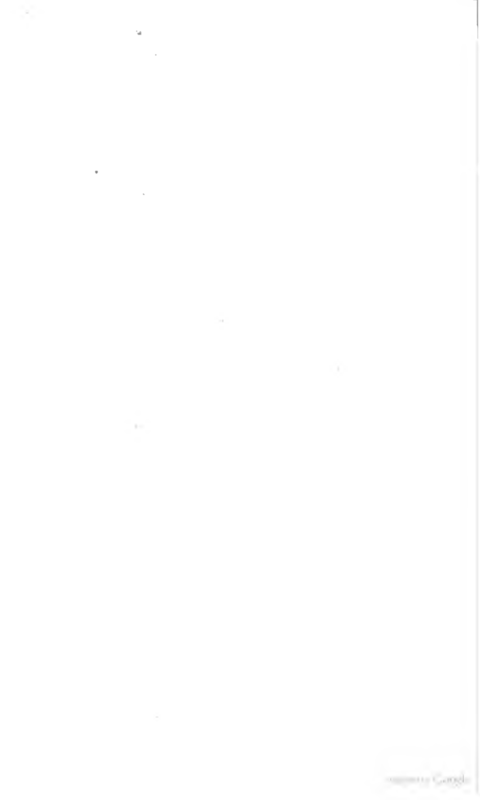
Die charakteristische Figur des Deputirten von Marseille ist hinlänglich bekannt geworden. Sein stark durchfurchtes Gesicht, die grossen, glotzenden Augen, der struppige schwarze Bart und der wald-

ähnliche Haarwuchs geben dem südländischen Politiker und Dichter einen Ausdruck, den man sobald nicht vergisst.

Madame de Rute schritt auf das Ehepaar zu, sie schüttelte der stattlichen Madame Hugues beide Hände, küsste sie auf beide Wangen und führte sie sofort in einen plaudernden Kreis, dessen Mittelpunkt sie bald bildete. Unter dem Einfluss der Redensarten und des Pariser Salongeistes verscheuchten sich die Gespenster und die Besorgnisse, und als wir uns von dem gastlichen Hause verabschiedeten, nachdem eben die spanische Sängerin Frau Sanz eine Habanera vorgetragen, hörten wir sogar Madame Hugues über eine Erzählung lachen. Warum auch nicht? Ist doch der Salon der genialen Muse aus dem kaiserlichen Stamme unter allen Umständen zerstreuend, sorgenbrechend und amüsant.

II. Abschnitt.

Porträts.



Herr von Freycinet.

Der nicht unbegründete Vorwurf, den man allgemein der französischen Republik macht, dass sie geradezu erschreckend schnell ihre Staatsmänner und Politiker abnütze, sowie der Umstand, dass seit Beginn der republikanischen Aera so ziemlich jedes Ministerium, welchem Männer von Bedeutung vorstanden, nicht etwa im vulgären Sinne des Wortes gestürzt, sondern plötzlich mit solcher Heftigkeit den tarpeischen Felsen herabgeschleudert wurde, dass die einzelnen Mitglieder desselben mit zerschellten Gliedmassen unten anlangten, bewirken es, dass man in Frankreich, nunmehr wie im Auslande den Mann, der es zu Wege gebracht zum X-ten Male Minister der Republik zu werden, wie ein Wunderthier anstaunt.

Wahrlich, es gehört eine ganz ausserordentliche Equilibrirkunst dazu, um in Frankreich in allen Sätteln sitzen zu können; gestern in einem zur Hälfte orleanistischen und verschämt reactionären Ministerium Sitz und Stimme zu haben und

heute einer röthlich schillernden entschieden radicalen Regierung vorzustehen. Dieses merkwürdige parlamentarische Kunststück hat ausser Freycinet noch kein anderer republikanischer Politiker oder Staatsmann zu vollführen verstanden, Keinem sonst, der Minister der dritten Republik gewesen, ist es bis heute gelungen, stets auf die „Butterseite“ zu fallen. Nur Freycinet allein galt nach jedem Sturze noch für möglich, und über ihn wurden nie derartige Nekrologe wie über Jules Ferry geschrieben, den alle Welt in Frankreich auch heute noch für einen lebendig Begrabenen hält.

Und doch hatte Freycinet Aufgaben zu lösen, die man unbedingt zu den schwierigsten politischen Problemen zählen muss; ja die Constituirung der jetzt am Ruder befindlichen Regierung schien sogar eine zeitlang mit der Auffindung der Quadratur des Cirkels eine starke Analogie zu haben.

Die ihm gestellte Aufgabe, ein Versöhnungsministerium zu bilden, war gewiss kein leichtes Stück Arbeit, da die heterogenen Elemente, welche seit Jahren sich bekämpften, gutwillig unter einen Hut nicht zu bringen waren. Die Führer der verschiedenen Parteien, welche miteinander oder untereinander versöhnt werden sollten, sträubten sich mit Händen und Füssen gegen die projectirte Amagamirung — wohl aus Furcht ebenso schnell wie die bisherigen Machthaber abgenützt und zu den Todten geworfen zu werden.

Diesen wenigen einleitenden Sätzen, welche den Zweck haben, in allgemeinen Contouren ein Bild der politischen Bedeutung Freycinets zu entwerfen, belehren wohl den Leser, dass der jetzige Premierminister Frankreichs ein ganz eigenartiger Charakter sein müsse — ein Mann von grosser Befähigung — oder zumindestens von ungewöhnlicher Geschicklichkeit, die in politischer Angelegenheit sehr oft mehr als Talent gilt.

Charles Louis de Saulces Freycinet entstammt einer alten historischen Adelsfamilie des südlichen Frankreichs, welche im Dauphiné und Lanquedoc stark begütert ist. Die Saulces - Freycinet sind unbeugsame Legitimisten oder zumindestens eingefleischte Orleanisten. Der jetzige Minister-Präsident Frankreichs ist der einzige Sprosse dieser zahlreichen und weitverzweigten Familie, der stets republikanische Anschauungen hegte, ja selbst unter dem Kaiserreiche seiner politischen Ansichten wegen vom Staatsdienste sich ferne hielt.

Nach nur zweijähriger Studienzeit aus der berühmten „Ecole polytechnique“ mit Auszeichnung als Mineningenieur ausgemustert, schlug er anfangs auch in der That die Laufbahn eines Bergbau-Ingenieurs ein. Er trat in Staatsdienste und wurde von der zweiten Republik nach Chartres und hierauf nach Bordeaux als Experte in Minenangelegenheiten entsendet.

Kurze Zeit nach dem Staatsstreiche verliess Freycinet, der, wie schon bemerkt, stets Republikaner aus Ueberzeugung gewesen — den Staatsdienst und trat in die Verwaltung der französischen Südbahn als „Chef d'exploitation“. Während seiner fünfjährigen Functionsdauer als Chef des Verkehrswesens führte er bei dieser Bahn eine geradezu musterhafte Organisation ein, deren andere Bahngesellschaften sich als Modell bedienten.

Freycinet nahm unter dem Kaiserreiche, insbesondere in den letzten Jahren, eine frondirende Stellung ein — ohne offen gegen die bestehende Ordnung anzukämpfen. Eng mit den Habitués der Brasserie Frontin befreundet, welche durchwegs, später mit Gambetta an der Spitze, leitende Politiker der republikanischen Aera wurden, finden wir ihn beim Ausbruch der Revolution vom 4. September 1870 unter den jungen Leuten, welche des Staatsruders sich damals bemächtigten. Von der provisorischen Regierung zum Präfecten des Departements Torn et Garonne ernannt, musste er seine Functionen schon wenige Tage nach Uebernahme derselben niederlegen, da sein intimer Freund, Léon Gambetta, welcher mittlerweile als thatsächlicher Dictator die Leitung der Geschäfte übernommen, ihn am 10. October 1870 zur Dienstleistung nach Tours berief. Freycinet wurde zum „Délégé“ (Unterstaatssecretär) des Kriegsministeriums ernannt und war während der ganzen Zeit

der Herrlichkeit Gambettas seine rechte Hand, die eigentliche Seele der improvisirten Nationalvertheidigung. Der General Borel sagt in seinem Berichte an die zur Unterstützung der Gestion der Regierung „de la Defense nationale“ eingesetzte parlamentarische Commission, über Freycinet folgendes:

„Es existirt ein Mann, welcher unter dem bescheidenen Titel eines Delegirten in Kriegssachen ungeheuere Verdienste dem Lande geleistet, für welche heute ihm Niemand Dank weiss, weil sein Werk nicht gelang. Diesem Manne, welcher mittlerweile sich bescheiden zurückgezogen, verdanken wir die Schaffung unserer improvisirten Armeen, denen leider die moralische Kraft, die Disciplin, die militärische Schulung und Drillung, sowie das Vertrauen in die eigene Kraft, welche die Tradition allein nur erzeugen kann, fehlte.“

Nach dem Friedensschlusse zog Freycinet sich vom öffentlichen Leben zurück, um schriftstellerisch thätig zu sein. Kaum war jedoch die nur dem Scheine nach existirende Republik zur Wirklichkeit geworden, warf Freycinet auch schon die Feder weg, um die politische Arena zu betreten. Bei den Senatswahlen 1876 kam Freycinet, dessen Candidatur Gambetta lebhaft unterstützte, als erstgewählter Senator von Paris aus der Wahlurne hervor. Etwa ein Jahr später wurde er zum Minister ernannt. Der alte Dufaure, der ein Uebergangsministerium zu bilden hatte, bot ihm das

Portefeuille der öffentlichen Arbeiten an, welches Freycinet annahm — da die Leitung dieses Departements ihn keineswegs zwang in politischer Hinsicht Farbe zu bekennen.

Die Stellung Dufaure's war bekanntlich eine äusserst schwierige, da einerseits die republikanische Majorität der Kammer immer ungestümer die Regierung drängte eine vorgeschritten liberale und aufrichtig republikanische Richtung einzuschlagen, während andererseits der Marschall Mac-Mahon allen diesen Bestrebungen einen zähen Widerstand entgegensetzte. Eine ähnliche Situatien war absolut unhaltbar und selbst Mac-Mahon, der mit starrem Trotze auf seinen siebenjährigen Schein bestand, gelangte zur Einsicht, dass seine letzte Stunde geschlagen habe. Er dankte freiwillig ab — um von der uneindämmbaren Flut der Volkswuth nicht weggeschwemmt zu werden. Sein Nachfolger Grévy betraute Waddington mit der Bildung eines aufrichtig republikanischen Cabinettes, in dem Freycinet als Minister der öffentlichen Arbeiten verblieb.

Sofort nach seinem Eintritte in das Ministerium Dufaure entwarf Freycinet den Plan zu grossartigen auf Staatskosten zu vollführenden Arbeiten, welche im Laufe von 10 Jahren beendet werden und einen Kostenaufwand von 4 Milliarden Franken benöthigen sollten. Diese Arbeiten — 2500 Kilometer Eisenbahnen, 10.000 Kilometer Kanäle etc. — wurden auch in der That im Jahre 1879 in

Angriff genommen und inaugurirten die Periode des geschäftlichen Aufschwunges in Frankreich, welche mit dem Boutouxkrache in ziemlich kläglicher Weise abgeschlossen wurde. Freycinet trat als Arbeitsminister für die Verstaatlichung der Eisenbahnen ein und wusste, trotz der kolossalen Gegenagitation der grossen Bahn-Gesellschaften, welche das französische Reisepublikum ausbeuten und aussaugen, trotz der heftigen Angriffe und der böswilligen Verleumdungen einer Presse, die im Solde dieser Gesellschaften stand, die Kammer zum Baue von Staatsbahnen zu bewegen. Leider blieb er nicht lange genug im Amte um sein Lieblingsproject, die Verstaatlichung der grossen Eisenbahnlinien, zu verwirklichen.

Nach dem Sturze des Cabinettes Waddington betraute Grévy Herrn von Freycinet mit der Bildung einer neuen Regierung (December 1879).

Er übernahm mit dem Vorsitze gleichzeitig die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Die conservative, wie die radicale Presse griff die neue Regierung, insbesondere aber deren Chef, auf's Heftigste an, die Behauptung aufstellend, dass Freycinet, der als Ingenieur für die öffentlichen Arbeiten wie prädestinirt schien, aus Ehrgeiz, sowie aus Sucht zu glänzen, sich das Ministerium des Aeussern zutheilte. Man war zu der Zeit allgemein der Ueberzeugung, dass unter seiner Leitung die auswärtigen Angelegenheiten Schaden leiden werden.

Heute ist man allerdings der ganz entgegengesetzten Ansicht, die diesmal auch wohl begründet ist — denn in der That ist Freycinet der geschickteste Minister des Aeussern, den die Republik besessen, der einzige republikanische Diplomat, welcher der ungetheilten Sympathie der auswärtigen Staatsmänner sich zu erfreuen in der Lage ist. Seine Herrlichkeit als Ministerpräsident sollte übrigens nicht von langer Dauer sein. Schon im September 1880 zog er sich in Folge der Krisis, welche die Ausführung der bekannten Decrete gegen die Religionsgenossenschaften hervorrief, ins Privatleben zurück.

Nach dem Sturze Gambetta's im Februar 1882, wurde er neuerdings mit der Bildung einer Regierung betraut, aber schon nach fünfmonatlichem Regieren fiel er wegen seiner Stellungnahme in der egyptischen Angelegenheit. Seit Juli 1882 bis zur Bildung des Cabinettes Brisson, lebte Freycinet in der tiefsten Zurückgezogenheit.

Im Cabinette Brisson, welches den von Jules Ferry in den Tonkiner Schlamm verfahrenen Staatswagen wieder flott machen sollte, nahm Freycinet als Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine präponderirende Stellung ein. Er galt allgemein als der intimste Freund Grévy's und Dolmetscher der Ansichten und Meinungen des Präsidenten der Republik. In der That erfreut sich Freycinet, wie sonst kein anderer französischer Staats-

mann, des absoluten Vertrauens des Präsidenten der Republik.

Als Brisson nach dem für die Republikaner ungünstigen Ausgange der letzten Kammerwahlen, trotz der scheinbaren und hypokriten Bitten der massgebenden Parteiführer weiter im Amte zu verbleiben, entschieden ablehnte, wurde Freycinet mit der Bildung des schon erwähnten Versöhnungsministeriums betraut. Das Cabinet, welches ihm nach zweiwöchentlicher emsiger Thätigkeit zu bilden nicht ohne grosse Mühe gelang, schien anfangs ein todtgeborenes Kind zu sein. Die Majorität der republikanischen Presse kündigte täglich an, dass dieses Ministerium das Todeszeichen auf der Stirne trage. In der Kammer wurde die neue Regierung frostig empfangen und die Couloirintriguanten escomptirten schon bei Lebzeiten die bevorstehende Erbschaft des Cabinettes Freycinet. Dank der ganz ausserordentlichen Geschicklichkeit des jetzigen Ministerpräsidenten konnte dieses Ministerium alle von rechts und links angehäuften Schwierigkeiten überwinden und heute steht diese unzählige Male schon todtgesagte Regierung fester denn je ein Cabinet der dritten Republik.

Freycinet ist heute 61 Jahre alt, er ist einer der wenigen republikanischen Staatsmänner, welche selbst von den grundsätzlichen Gegnern der Republik, als durch und durch integre Ehrenmänner, als vollkommene Gentlemen anerkannt werden.

Eine schmächtige aber elastische Erscheinung von hoch aristokratischem Aeussern, stets mit tadelloser Eleganz gekleidet, mit Jedermann liebenswürdig und freundlich ist Freycinet einer der vollkommensten Repräsentanten der verschwindend kleinen Anzahl distinguirter Männer, welche der Pariser Boulevardier mit dem Worte „Un Monsieur“ benennt. Diese Bezeichnung, „Ein Herr“, zu definiren, ist keine leichte Aufgabe. Nach der Versicherung des geistreichen Feuilletonisten des „Figaro“ Albert Wolff genügt für das Kriterium „Eines Herrn“ keinesfalls die Stellung, welche man einnimmt, selbst wenn dieselbe die erste im Staate oder der Gesellschaft ist. Um für „Un Monsieur“ zu gelten, muss man ganz besondere Eigenschaften besitzen. Man muss die höchste Position in der Gesellschaft in so discreter Weise einnehmen, dass man von Niemandem der Eitelkeit, Prahlsucht oder Ueberhebung geziehen werden kann. Man muss populär sein, aber gleichzeitig Würde genug besitzen, um jedwede banale Familiarität im vorhinein auszuschliessen. Man muss glänzen, dabei aber sich hüten Andere zu sehr zu verdunkeln. Man muss gutherzig und gleichzeitig willensstark, selbstbewusst und nicht aufgebläht stolz oder vulgär bescheiden sein. Man muss stets das „juste milieu“ zu finden wissen, viel in Gesellschaft verkehren, aber die Würde schädigende Zutraulichkeit vermeiden. Man muss

schliesslich viele, sehr viele Freunde und gar keine Feinde haben.

Freycinet ist nun vom Wirbel bis zur Sohle „Un Monsieur“ und dieser Eigenschaft allein hat er es zu verdanken, dass er zum sechsten Male Minister werden konnte. Weil er von Jedermann für „Einen Herr“ gehalten wird, gilt er auch als der einzige unbestritten mögliche Nachfolger Grévys.

Zum Schlusse wollen wir noch flüchtig eines Spitznamens „souris blanche“ des Herrn von Freycinet gedenken, der in Frankreich derart populär geworden, dass fast jede Zeitung sich desselben bei der Nennung des Ministerpräsidenten bedient. Ueber diesen Spitznamen, „weisse Maus“, wurde schon viel geschrieben und einzelne besonders kluge Correspondenten deutscher Zeitungen fanden auch richtig nach achttägigem Aufenthalte in Paris heraus, dass Freycinet die „weisse Maus“ wegen seiner grossen Verschwiegenheit und Schlauheit in politischen und parlamentarischen Angelegenheit benannt wurde. In der Wirklichkeit verhält es sich mit diesem Spitznamen folgendermassen: Eine bekannte Pariser Salondame, welche zum ersten Male einer Parlamentsitzung beiwohnte, machte mehr oder minder zutreffende Glossen über einzelne Parlamentarier, welche ihre Aufmerksamkeit wachriefen. Plötzlich bemerkte sie Freycinet.

„Wie heisst denn der mit dem Kopfe einer weissen Maus?“ (Freycinet ist nämlich ganz

weiss) frug sie ihren Cicerone, einen bekannten republikanischen Deputirten.

„Das ist Herr von Freycinet“, lautete die Antwort.

Diese Bemerkung wurde bekannt, einzelne Zeitungen reproducirten dieselbe und der Spitzname „weisse Maus“ erlangte binnen kurzer Zeit Bürgerrechte.

Eduard Lockroy.

Die hervorragendste Gestalt des gegenwärtigen französischen Ministeriums ist — von Herrn von Freycinet abgesehen — der Minister für Handel und Gewerbe, Eduard Lockroy. Lockroy ist heute kaum 45 Jahre alt und trotz dieser für einen Staatsmann gewiss grossen Jugend wusste Lockroy sich nicht nur die ungetheilten Sympathien der Pariser, sondern auch allgemeine Geltung als Politiker zu verschaffen. Dieser hagere, wie ein Greis schneeweisse nnd doch erst in der Blüthe des Mannesalters stehende Staatsmann ist eine der charakteristischen Erscheinungen unter den Radikalen Frankreichs. Trotz seiner 45 Jahre hat er ein wildbewegtes Leben hinter sich. Als bartloser Jüngling begleitete er Alexander Dumas nach Sicilien, wo er die Bekanntschaft Garibaldi's machte. Seinem regen, nach Abenteuern lüsternen Geiste musste die Lebensweise eines kämpfenden Parteigängers besonders zusagen. Der 20jährige Jüngling verliess auch in der That Dumas, um einer der tausend Begleiter Garibaldi's zu werden. Lockroy schlug sich unter

Garibaldi's Leitung in Sicilien und Neapel mit wahrer Todesverachtung und inaugurirte somit seine den politischen Kämpfen gewidmete Laufbahn auf dem Felde der Ehre mit der Flinte des Freiheitskämpfers in der Hand. Uebrigens sollte es ihm zum Vortheil gereichen, dass er den Degen noch früher als die Feder zu führen lernte, denn als der wilde bonapartistische Klopffechter Cassagnac in einer wilden Parlamentssitzung ihm zu nahe trat, konnte Lockroy, auf seine Fechtergeschicklichkeit vertrauend, dem gefürchteten Duellanten den Fehdehandschuh hinwerfen.

Nach Beendigung der Campagne unter Garibaldi hatte Lockroy Gelegenheit, Ernst Rénan, den genialen Verfasser des „Leben Jesu" auf seiner wissenschaftlichen Forschungsreise nach Judea zu begleiten. Er kehrte von derselben krank und gebrochen zurück. Das Klima Palästina's war ihm verhängnissvoll. Er verliess Paris als blonder, fröhlicher und lachender Jüngling, um als halber Greis — zumindestens was die Farbe seiner Haare anbelangt — todtkrank zurückzukehren. Mehrere Jahre hindurch zwang ihn der periodisch wiederkehrende Fieberfrost, der seinen schmächtigen Körper schüttelte, oft wochenlang das Bett zu hüten. Aber trotz dieser physischen Leiden verlor Lockroy seine Geistesfrische nicht. Er war noch immer lustig und guter Laune und schrieb selbst im Krankenbette — wie einst Heine —

polemische Artikel voll kaustischen Witzes, amüsante Novellen voll feiner geistreicher Ironie. Seine gesunde Constitution, sowie seine überaus geregelte Lebensweise erhielten ihn am Leben, welches das in Asien eingewirthschaftete Fieber auszublasen drohte.

Seine politische Laufbahn begann er als Journalist in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches. Nach einer kurzen Mitarbeiterschaft beim „Figaro", wo er als Feuilletonist Rochefort's Stelle einnahm, betraute ihn Villemessant mit der Leitung der von ihm gegründeten Wochenschrift „Le Diable à quatre", welche man sich ebenso wie die „Lanterne" Henri Rochefort's im Jahre 1869 buchstäblich aus den Händen riss. Der „Diable à quatre" war eigentlich ein politisches Pamphlet und die von Lockroy geschriebenen und Mephistofélès gezeichneten Aufsätze wahre Musterstücke eines beissenden Sarkasmus, einer zersetzenden, bis aufs Blut verwundenden Ironie. Kaum waren drei Nummern dieser Zeitschrift erschienen und schon fahndeten die Häscher und Schergen des III. Napoleon auf den geistreichen Spötter. Man machte ihm den Process und sperrte ihn in den Kerker.

Die Strafanstalt betrat Lockroy als simpler Journalist, der erst einen Namen sich zu machen im Begriffe stand, als gemachter Mann verliess er drei Monate später den Kerker. Er war nunmehr

ein politischer Märtyrer, dessen Haupt die Gloriole der für seine freisinnige Ueberzeugung ausgestandenen Leiden verklärte.

Während der Belagerung von Paris griff Lokroy neuerdings zum Gewehre, um als Chef des „Bataillon de l'Octroi“ an allen blutigen Affairen um Paris thätigen Antheil zu nehmen. Nach dem Waffenstillstande wurde er von den Parisern in die „Assemblée Nationale“ nach Bordeaux entsendet.

Lockroy war beim Ausbruch der Commune einer der thätigsten Unterhändler zwischen der Versailler Regierung und dem insurgirten Paris. Da jedoch seine friedlichen Bestrebungen keine Aussicht auf Erfolg hatten, so legte er am 23. März 1871 sein Deputirten-Mandat nieder. Er wurde sofort verhaftet. Bevor jedoch noch die militärischen Dictatoren darüber schlüssig werden konnten, welchen Verbrechens sie ihn eigentlich vor dem Kriegsgerichte anklagen sollen, wählten ihn die Marseiller neuerdings in die „Assemblée Nationale“.

Lockroy zählt heute zu den populärsten Männern von Paris. Zu dieser seiner so allgemeinen Beliebtheit mag wohl der Umstand viel beigetragen haben, dass er vor einigen Jahren die schöne Witwe des frühzeitig verstorbenen Sohnes des von den Franzosen vergötterten Victor Hugo's heiratete.

Bei den letzten Wahlen in Frankreich ging Lockroy als „Erster“ aus der Pariser Wahlurne



hervor. Der Ausgang dieser Wahlen schuf eine neue Situation, für die neue Männer unerlässlich waren. Alle Welt bezeichnete Lockroy als den berufensten von Allen, denen man die Geschicke der Republik anvertrauen kann. Da Lockroy bis 4. October 1885 noch keinerlei officielle Stellung eingenommen und daher auch keinerlei Titel auf ein Ministerportefeuille geltend machen konnte, so übernahm das Volk von Paris die Sorge, ihm eine Titulatur zu verleihen, eine neue noch bis jetzt unbekannte Würde speciell für ihn zu schaffen. Man taufte ihn „Le Premier Elu“, wie man Louis Bonaparte seinerzeit nicht schlechthin Präsident der Republik, sondern „Prince Président“ nannte. Als „Erstgewählter von Paris“ nahm nun Lockroy in der Deputirtenkammer eine präponderirende Stellung ein, ja so gross war und ist sein Einfluss im Parlamente, dass Freycinet ohne seine Mitwirkung ein Versöhnungs-Ministerium zu gründen ausser Stande gewesen wäre. Lockroy weigerte sich anfangs entschieden ein Portefeuille anzunehmen; selbst die Intervention Floquet's und Clémènceau's war nicht im Stande, ihn zur Annahme zu bewegen. Er wich erst der dringenden Aufforderung Grévy's, der an seinen Patriotismus appellirte.

Im Auslande ist man allgemein gewillt, die französischen Radikalen nach den landläufigen Ansichten zu beurtheilen. Man stellt sich dieselben

als eine Art von halbcivilisirten Menschenfressern vor, als wilde Demagogen, die durch den politischen Strom auf die Oberfläche geworfen wurden, um die erste Violine zu spielen. Diese Ansicht ist wohl ziemlich stark verbreitet, dessenungeachtet aber grundfalsch. Lockroy ist ebenso wie Floquet und Clémenceau ein Salonmensch reinsten Wassers, ein Demokrat in Glacéhandschuhen, der hocharistokratische Manieren und Lebensgewohnheiten hat. Hochgebildet, ein seltener Kenner der Literatur, eine feine und zartfühlende Künstlernatur, ist Lockroy daneben auch noch ein überzeugungstreuer Politiker, sowie ein gefürchteter Redner, der stets den Nagel auf den Kopf zu treffen weiss. Sein kaustischer Witz, seine geistreiche Ironie, sowie seine feine Persiflage, die er seinen Reden einstreuungsweise einzuflechten weiss, sind allgemein bekannt und gefürchtet. Lockroy ist aber nicht nur ein ausgezeichneter Redner und glänzender Debatter, nicht nur ein genialer Journalist und geistreicher Schriftsteller — er ist auch ein unermüdlicher Mann der Arbeit. Der nothleidenden Industrie Frankreichs wurde da mit der Ernennung Lockroy's zum Handels- und Industrie-Minister ein schönes Neujahrsgeschenk gemacht, denn dieser Mann nimmt es — wie seine bisherige Thätigkeit beweist — ernst mit dem im Munde Anderer zur Phrase gewordenen Schlagworte von der „Hebung des Handels und der Industrie.“

Seinen rastlosen Bemühungen hat Frankreich insbesondere Paris es zu verdanken, dass die Idee, die Säcularfeier der französischen Revolution durch eine Weltausstellung zu feiern, verwirklicht werden kann.

Dr. Georges Cléménceau.

Kaum dürfte in der zeitgenössischen Geschichte Frankreichs es einen Mann geben, der in so hohem Grade gleichzeitig die öffentliche Meinung, welche nur nach dem augenblicklichen Scheine urtheilt, wie den ernsten Politiker und gründlichen Staatsmann interessirt — wie der jetzige Chef der äussersten Linken Dr. Georges Cléménceau, der Nachfolger Gambetta's, wie seine Freunde ihn nennen, der Dauphin der Republik, — wie seine Feinde und Gegner mit spöttischem Lächeln und den innerlich tobenden Groll nur mühsam verbeissend, urbi et orbi ausposaunen.

Als Politiker ebenso wie als Mensch ist Cléménceau ein hochinteressanter Vorwurf für den Tagesschriftsteller und die aufsteigende Linie seiner politischen Laufbahn sollte in allen Staaten, in denen das Volk die constitutionelle Arena betreten darf, um für die Herrschaft des demokratischen Principes zu streiten, aufs eifrigste verfolgt, aufs eingehendste studirt werden.

Ganz abgesehen von dem Umstande, dass Dr. Clémenceau in nächster Zukunft eine absolut ausschlaggebende, höchst wahrscheinlich die erste Rolle in seinem Vaterlande spielen wird, bietet seine zwar noch kurze, aber desto ereignissreichere bisherige Thätigkeit so viel des Interessanten und Lehrreichen, dass eine Studie über den Parlamentarier und Parteichef Clémenceau, selbst wenn man in ihm nicht den zukünftigen Premierminister und Staatschef sehen will, den deutschen Leser in hohem Grade interessiren dürfte. Der Politiker und Parteimann kann aus den Wechselfällen des politischen Glückes des geistreichen Arztes von Montmartre so manche Lehre ziehen, ja die Gewissheit sich verschaffen, dass Ueberzeugungstreue und Charakterstärke, mit grosser Energie gepaart, genügend Kraft verleihen, um selbst gegen eine so allgemein wie ein Idol angebetete Persönlichkeit, wie Gambetta es war, mit Erfolg anzukämpfen.

Vom Tage der Consolidirung der Republik angefangen, zur Zeit als Gambetta, im Zenithe der Macht stehend, Frankreich wie ein Triumphator nach allen Richtungen durchstreifte und durchzog, begann Clémenceau, früher ein begeisterter Anhänger des südlichen Volkstribuns, sein Kartelträger und Zeuge in der bekannten Duellaffaire mit Tourtou, — dem allmächtigen Gambetta schüchtern und vereinzelt Opposition zu machen. Die Handvoll Gesinnungsgenossen, die dem jungen Dr. Clémenceau

sich anschlossen, um Gambetta's Wirken als ein verderbliches zu bekämpfen, wuchs mit jeder Neuwahl und heute sieben Jahre nach Gründung der politischen Partei, welcher Cléménceau vorsteht, ist diese Fraction die leitende in der französischen Kammer, ihr Einfluss auf die Staatsgeschäfte ein ausschlaggebender und entscheidender.

Derartige Erfolge geradezu überraschender Natur, sind die sichersten Garantien dafür, dass der Mann, welcher diese politische Partei „Aeusserste Linke" in Frankreich ins Leben rief und seit ihrer Constituirung leitete, ganz besondere staatsmännische Eigenschaften besitzen, mit Talenten und Fähigkeiten ausgerüstet sein müsse, vermöge derer er hoch über die Masse durchschnittlicher Politiker und Parlamentarier emporragt.

Es mag vielleicht paradox klingen, wenn die Behauptung aufgestellt wird, dass Cléménceau die „äusserste Linke" geschaffen, — dessen ungeachtet wird jeder zutreffend urtheilende Historiker, welcher die Geschichte der dritten Republik eingehend studiert hat, dieselbe Meinung geltend machen, da in der That Cléménceau diejenige politische Partei, welche man mit dem längst existirenden Namen „äusserste Linke" getauft, allein geschaffen hat.

In Frankreich herrschten eben seit dem Kriege ganz anormale Verhältnisse, welche ähnliche Parteiunterschiede, wie sie bei uns existiren, nicht aufkommen liessen. Das Land war in zwei principiell

sich bekämpfende Theile geschieden und die Partei, welche thatsächlich die überwiegende Mehrheit besass, musste gegen die factiöse Minderheit, die Hüterin der Gewalt war, einen Kampf auf Leben und Tod ausfechten. In diesem Streite gegen einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Nation, welche jedoch Männer anführten, denen kein Mittel zu schlecht war und die keineswegs vor Gewaltacten zurückschreckten, — mussten die Republikaner eine eiserne Disciplin in ihren Reihen einführen, die eigene Individualität im Interesse der Gesammtheit verleugnen.

Als schliesslich der gefährliche Gegner überwältigt am Boden lag, als die berühmte Alternative: „se soumettre ou se dêmettre," welche Gambetta dem reactionären Staatschef zugerufen, den Marschall Mac Mahon zum Rücktritte zwang und in's Elysée ein überzeugungstüchtiger Republikaner als Präsident einzog; — war Gambetta's Popularität eine so gewaltige schon geworden, dass eine ihm gemachte Opposition ebenso in den Augen der Partei, wie auch in den Augen der republikanisch gesinnten Nation als Hochverrath galt.

Unter solchen Verhältnissen eine frondirende Stellung einzunehmen, einen systematischen Oppositionsfeldzug gegen eine Persönlichkeit einzuleiten, welche allgemein wie ein Halbgott verehrt wurde, dazu war Talent und grosse Befähigung allein nicht hinreichend; der verwegene Sterbliche der

in den letzten Jahren des verflossenen oder zu Beginn des laufenden Jahrzehnts dem Exdictator zu trotzen wagte, musste ausser diesen Eigenschaften, nebst Energie auch noch viel Muth und Kaltblütigkeit besitzen.

Er musste im Vorhinein darauf gefasst sein, dass seine Freunde von gestern, seine Gesinnungsgenossen in principieller Hinsicht ihn als Abtrünnigen behandeln, als gewissenlosen Streber brandmarken, ihn in der Kammer verhöhnen und verspotten, vor dem Volke als Verräther an der republikanischen Sache verleumden werden. Allen diesen Gefahren bot Clémenceau muthig die Stirne. — Er betrat allein den dornigen Pfad der Opposition, welcher ihn zu der heutigen Stellung geführt. Und die Opposition, die er seit 1879 systematisch Gambetta gemacht, war gewiss eine berechtigte.

Zum ersten Male in der Geschichte Frankreichs, lautete seine Argumentation, ist es den Republikanern gelungen, auf legale Weise von der Volksgunst getragen, die Regierungsgewalt in die Hände zu bekommen. Nunmehr sei es Pflicht der Partei, die geschaffene Möglichkeit, die Republik mit republikanischen Institutionen einzurichten, auszunützen und mit den übrig gebliebenen Einrichtungen der früheren autoritären Regierungssysteme schleunigst aufzuräumen. Clémenceau war der Erste, der an Gambetta die Auf-

forderung richtete, als anerkannter Chef der republikanischen Partei das Ruder der Regierung zu ergreifen — um allen Ernstes an die Verwirklichung des demokratischen Programmes zu schreiten.

Es kann nicht Aufgabe des Chronisten sein, der blos eine flüchtige Skizze des Menschen und Politikers Dr. Cléménceau zeichnen will, an der Hand der Geschichte der letzten Jahre die Gründe und Ursachen der Fehde zwischen Cléménceau und Gambetta zu erläutern, oder gar die einzelnen Phasen dieses hochinteressanten politischen und parlamentarischen Kampfes zu schildern. Zur Beurtheilung Cléménceau's genügt ja blos die einfache Constatirung, dass von dem Augenblicke des definitiven Triumphes der republikanischen Sache der Stern Gambetta's langsam zu verblassen begann, während Cléménceau fast täglich an Grösse und Bedeutung zusehends wuchs. Und doch war Cléménceau um diese Zeit eigentlich noch ein homo novus.

Cléménceau ist Bretone. Im Jahre 1841 bei Foutenay-le-Comte im Herzen der urlegitimistischen Vendée geboren, hatte er schon in seiner zartesten Jugend Gelegenheit, politische Tugenden wie Ueberzeugungstreue, Gesinnungstüchtigkeit etc. etc. bei seinem eigenen Vater zu bewundern. Die Bretonen und insbesondere die Bretonen der Vendée haben wahre Feuersteinschädel. In dieser Bretagne, diesem gewaltigen Granitblocke, der wie

ein Zeigefinger in's Meer hineinragt, wohnt ein Stamm, der, was Charaktereigenschaften anbelangt, mit allen anderen Stämmen Frankreichs auf's Lebhafteste contrastirt. Die Bretonen sind eben die directen Sprösslinge der alten Celten und diese unvermischte Race besitzt wohl noch heute die meisten jener Eigenschaften, welche die Römer den Celten zuschrieben. Unerschütterliche Festigkeit, eine Kaltblütigkeit sondergleichen, felsenfeste Treue, sind die Hauptcharakter-Vorzüge der Bretonen im Allgemeinen, des Dr. Cléménceau im Besonderen. In seinem Heimatlande können die Ideen nur langsam und successive eindringen, plötzliche Umstürze, jähe Gesinnungswechsel sind in der Bretagne absolut unbekannt. Heute noch, ist nicht nur die Landbevölkerung, sondern selbst die kleine Bourgeoisie zum grossen Theile urlegitimistisch gesinnt. Cléménceau's Vater, war einer der wenigen „Blauen" der Vendée, ein Republikaner von echtem Schrot und Korn, ein Mann, der keinen Augenblick zögerte, für seine politischen Ueberzeugungen selbst seinen Kopf auf's Spiel zu setzen.

Als Louis Napoleon den Staatsstreich verbrochen, stellte der Vater des jetzigen Führers der „äussersten Linken" sich an die Spitze der Unzufriedenen der Vendée, um eine Gegenbewegung in Fluss zu bringen. Die Sache misslang — und der junge Georges war schon als Knabe Zeuge brutaler Scenen, welche eine entfesselte Soldateska

bei solcher Gelegenheit zu begehen nie unterlässt, hatte schon damals Gelegenheit, die bitteren Gefühle der Angehörigen Proscribirter kennen zu lernen, denen eine rücksichtslose Gewalt das Theuerste aus den Armen reisst. In sein Elternhaus drangen nämlich bei Nacht Schergen, die sich schon mit Blut bedeckt, berittene und unberittene Gendarmen, die seinen Vater aus dem Bette holten, um ihn als Feind des neuen Kaisers in den Kerker zu werfen.

Ein solcher Vater musste in das Gemüth seines Lieblingssohnes geradezu unerschütterliche republikanische Ueberzeugungen einpflanzen. Und in der That sahen wir auch den jungen Dr. Cléménceau, sofort nach Absolvierung seiner medicinischen Studien Frankreich verlassen und nach Amerika auswandern. In Amerika verweilte er mehrere Jahre, nur seinen Studien lebend. Die neue Welt, dieses urfreie Land, in dem es keine Behörden gibt, welche jeden Menschen zu bevormunden für ihre Pflicht halten, machte auf den jungen Mann, der aus politischen Gründen seinem Vaterlande den Rücken gekehrt, einen gar mächtigen Eindruck. Er studierte mit Eifer die sociale Schichtengliederung d i e s e r Welt und versucht heute, als Mann und Parteiführer, in Frankreich dieselben demokratischen Grundsätze, welche die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten beherrschen, zur Geltung zu bringen.

Als der Krieg mit Deutschland ausbrach, verliess Cléménceau, der mittlerweile in Amerika schon geheiratet hatte, sofort New-York um als guter Patriot seine Dienste dem Vaterlande anzubieten.

Bald nach dem Sturze des Kaiserreichs — am 31. October 1870 — wurden die Pariser Wähler zur Wahl einer Gemeindevertretung berufen, welche unter dem Kaiserreiche bekanntlich von der Regierung stets ernannt wurde. Cléménceau wurde zum Maire von Montmartre gewählt. Seine Popularität in seinem Wahlkreise war zu der Zeit schon eine so gewaltige, dass er mit einer überwältigenden Majorität in die Assemblée nationale von Montmartre aus, entsendet wurde, wiewohl nicht weniger als 4 Mitbewerber um dieses Mandat sich bewarben. Als Maire von Montmartre war Cléménceau berufen, in dem erschütternden Trauerspiel, welches man die „Commune von Paris" nennt, eine thätige und bedeutende Rolle zu spielen.

Die Regierung, respective die Militärbehörde, hatte eine Anzahl von Kanonen in dem Theile des Umkreises von Paris vergessen, den die Deutschen in Folge der Capitulations-Bedingungen betreten sollten. Die Bevölkerung legte nun selber, knapp vor dem Einzuge der Sieger, Hand an und diese Kanonen wurden von den Bürgern auf den „Place des voyages" geschleppt, von wo sie später

auf die „Butte Montmartre“ transportirt wurden. Als nun die Regierung die Rückgabe der Geschütze forderte, begann die Bevölkerung, welche einen Handstreich der Orleanisten befürchtete, Widerstand zu leisten. Diese Befürchtung war übrigens nicht so unbegründet, denn die Majorität der ersten „assemblée nationale“ hat in der Wirklichkeit Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um die Orleans wieder auf den Thron zu bringen.

Dr. Cléménceau, Maire von Montmartre, in dessen Amtskreise die „Butte Montmartre“ gelegen waren, bot nun seine Dienste der Regierung an, welche übrigens von derselben ziemlich ungerne acceptirt wurden. Nach langwierigen Verhandlungen erhielt Cléménceau schliesslich am 17. März 1871 das bindende Versprechen, dass gegen die Bewohner von Montmartre seitens der Regierung keinerlei Schritte ohne vorherige Verständigung des Maire zur Durchführung gelangen werden. Dieses Versprechen versetzte Cléménceau in die Lage, die aufgeregte Bevölkerung, welche schon an den Barrikadenbau schreiten wollte, zu beruhigen und zum friedlichen Auseinandergehen zu veranlassen.

In der Nacht vom 17. auf den 18. änderte jedoch die Regierung ihre Ansicht, sie zog Truppen zusammen, die unter dem Befehle des General Lecointe zwischen 2 und 3 Uhr Morgens die „Butte Montmartre“ erstiegen, die Schildwachen

der Nationalgarde entwaffneten und der Kanonen sich bemächtigten. Die Nachricht von dem „Treubruche“ der Regierung verbreitete sich wie ein Lauffeuer, die Bevölkerung von Montmartre verliess die Betten und griff eilig zur Flinte, um der Wegführung der Geschütze sich zu widersetzen. Der commandirende General, der seine Truppen von der Bevölkerung umzingelt sah, commandirte nun Feuer. Allein die Soldaten wollten nicht auf das Volk schiessen, sie kehrten die Gewehre mit dem Kolben nach oben um und begannen mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen.

Cléménceau wurde nun von den Aufständischen der Verrätherei beschuldigt, öffentlich beschimpft und verspottet und aus seinem Amtszimmer in der Mairie gewaltsam vertrieben; ja das revolutionäre „Comité central“, welches des Stadthauses sich bemächtigte, erliess gegen den Deputirten von Montmartre einen Verhaftsbefehl.

Die Situation war eine grässliche. Der Bürgerkrieg schien unausweichlich.

Dr. Georges Cléménceau im Vereine mit den anderen Pariser Abgeordneten, wie: Floquet, Lockroy u. s. w. zögerte keinen Augenblick, selbst auf die Gefahr hin, seine Popularität, eventuell — was in diesen Zeiten im handumdrehen geschah — auch seinen Kopf zu verlieren, als Friedensapostel aufzutreten, um eine Verständigung zwischen Regierung und den Aufständischen her-

beizuführen. Die Aufgabe, welche er sich gestellt, war aber leider eine Sisyphusarbeit, sie war absolut undurchführbar. Einerseits war die clerical-legitimistische Majorität der Assemblée auch der kleinsten Concession abhold, da die Reaktionäre und Clericale durch einen sogenannten „Autoritätsact" Frankreich einschüchtern wollten, um jedweden Widerstand gegen die Einsetzung eines legitimen Königs im vornehinein unmöglich zu machen. Sie wollten dieses Paris, welches die adeligen Zwingburgen zerstört, die Bastille der Erde gleich gemacht und dem Bürgerthume Menschenrechte erobert hatte, exemplarisch züchtigen. Andererseits waren die Pariser Gewalthaber dunkle Existenzen, von deren Dasein gestern noch Niemand Kenntniss hatte und die heute vom Erfolge berauscht, wie Wahnsinnige sich geberdeten. Mit diesen Leuten zu unterhandeln war eine pure Unmöglichkeit, da sie ihre Beschlüsse in einer Stunde wenigstens zehnmal änderten. Wenn des Morgens irgend ein Beschluss gefasst wurde, so konnte man mit apodictischer Gewissheit annehmen, dass des Nachmittags das pure Gegentheil zur Durchführung gelangen werde.

Selbst als das erste Blut schon zu fliessen begann, warf Cléménceau die Flinte noch nicht ins Korn. Er legte sein Mandat als Pariser Deputirter nieder und gründete im Vereine mit Männern, die heute zu den Zierden der republikanischen

Partei gezählt werden, die sogenannte „Ligue d'union pour les droits de Paris“, deren Zweck die friedliche Beilegung des drohenden Bürgerkrieges war. Die Regierung liess alle Emissäre, unter anderen die Deputirten Lockroy, Lafont, Floquet etc., welche die grossen Communen Frankreichs bereisen sollten, um die Gemeinderäthe zur Intervention zwischen Regierung und Paris zu bewegen, verhaften. Nur Clémenceau allein konnte den Nachstellungen der Polizei entgehen und in Lyon und Marseille öffentlich zu Gunsten einer friedlichen Intervention agiren.

Als Clémenceau nach Paris zurückzukehren im Begriffe stand, war die Hauptstadt schon der Schauplatz des grässlichen Blutbades, welches noch im Gedächtnisse aller Zeitgenossen sein dürfte.

Wenige Monate später wählte das bezwungene Paris seinen „Conseil municipal“, dessen erster Präsident Dr. Clémenceau war. Clémenceau begann nun sofort eine umfassende Agitation zu Gunsten einer allgemeinen Amnestie, welcher im Jahre 1877 und 1878 bekanntlich Gambetta auf das Entschiedenste sich widersetzte.

In dieser Frage beging Gambetta, wie er selber zugab, einen Fehler, der seiner Popularität gefährlich wurde. Die Amnestie war ungemein populär in Frankreich und als schliesslich Gambetta, von der öffentlichen Meinung gedrängt, die Amnestie gewährte, da war alle Welt der Ansicht,

dass der Exdictator den günstigen Augenblick verpasst und statt einer reifen Frucht eine schon verfaulte geerntet.

Die Amnestiefrage war das Schwungbrett, welches Clémenceau zu einer präponderirenden Stellung emporschnellte.

Clémenceau begann nun eine Politik auf eigene Hand zu treiben, welche dem Systeme Gambetta's schnurstracks entgegenlief. Er wollte eine Republik mit demokratischen Einrichtungen, mit Institutionen, wie sie in Nordamerika bestehen. Seine weitere parlamentarische Thätigkeit ist zu bekannt, um hier geschildert zu werden.

Dr. Clémenceau, der anerkannte Chef der radikalen Partei in Frankreich, ist als Privatmensch ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Peinlich ehrenhaft, durch und durch integer, den eigenen Vortheil stets dem allgemeinen Besten hintanzusetzen bereit, hat dieser Mann ebenso durch sein Talent als Parlamentsredner, wie durch seinen tadellosen Lebenswandel als Mensch in allen Bevölkerungkreisen des heutigen Frankreich sich Sympathien erworben. Selbst seine erbittertsten politischen Gegner verehren in ihm den Ehrenmann, den Patrioten und Politiker von felsenfester Ueberzeugungstreue. Von Freund und Feind hochgeschätzt, ist Clémenceau der erklärte Liebling des Parisers. Seine ziemlich schmächtige Gestalt mit diesem ernsten Gesichte, dem der herabhän-

gende, echt gallische, schwarze Schnurrbart, einen männlichen und beinahe streng zu nennenden Anstrich verleiht, ist in Paris beinahe von Jedermann bekannt.

Als Privatmensch ist Cléménceau durch und durch Salonmann mit exquisit feinen Umgangsformen. Ziemlich verschlossenen Charakters, schweigsam und stets ernst, erzwingt er sich durch sein tadelloses Auftreten überall Achtung. Seine Feinde und Neider versuchten aus dem Umstande, dass Cléménceau als enragirter Musikfreund die meisten Abende in der Oper oder in der komischen Oper zubringt, Capital zu schlagen, indem sie die Verleumdung in die Welt lancirten, dass Choristinnen und Ballettänzerinnen auf ihn als Mensch, ja selbst als Politiker einen grossen Einfluss ausüben.

Cléménceau war aber zu allgemein als hochernster Mann bekannt, als dass diese Legende irgend welchen Anklang finden konnte. Als Redner ist Cléménceau allerdings nicht in der Lage, derartige Erfolge zu feiern wie Gambetta, weil ihm eben das südliche Temperament fehlt. Cléménceau ist ein positiver Redner, der nur das Wort ergreift, um irgend eine fassbare, discutirbare Idee zur Geltung zu bringen. Dieses glänzende oratorische Feuerwerk, welches die Redner aus dem Süden Frankreichs fast regelmässig beim Betreten der Tribüne abbrennen, ist ihm entschieden verhasst, weil dieser Mann ein geschworener Feind der hoch-

trabenden, wohlklingenden aber nichtssagenden Phrase ist. Seine Reden sind essentiel, sachlich und überaus logisch. Seine Argumentation klar und haarscharf. Er zerstreut jeden Zweifel, untersucht jede Eventualität und Möglichkeit und zieht schliesslich wie ein Mathematiker aus allen diesen als Beweisstücke angesammelten Elementen die Schlussformel. Dabei ist Clémenceau ein glänzender Debatter von ausserordentlicher Schlagfertigkeit.

Kein Zwischenruf, auch nicht der wildeste Tumult, den nur zu oft seine rücksichtlos hergesagten Wahrheiten entfesseln, ist im Stande, ihm seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit zu rauben. Wenn in der Kammer ein Sturm zum Ausbruch gelangt, bleibt er ruhig auf der Rednerbühne stehen und wartet geduldig, bis die Aufregung sich gelegt. Da zuckt keine Muskel in diesem ehernen Gesichte und wenn diesen kohlschwarzen Augen nicht solche feurige Blitze entströmten, wenn von Zeit zu Zeit kein spöttisches Lächeln die Mundwinkel umspielen möchte — so wäre man beinahe zur Annahme verleitet, dass auf der Tribüne eine Statue aufgestellt wurde.

Louise Michel.

Unter den vielen Berühmtheiten, die Paris beherbergt, finden wir auch 4 Frauengestalten, welche, über die Mittelmässigkeit weit hervorragend theils durch Talent oder geistige Gaben, theils durch Excentricität die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, die öffentliche Meinung beständig in Athem halten und ebenso von sich reden machen, wie die Männer, welche an der Spitze der Politik stehen, oder die zahlreichen Jünger der Kunst und Literatur anführen. Diese Frauen sind Madame Juliette Adam, deren politisch-literarischer Salon unter Gambetta eine hervorragende Rolle in der damaligen politischen Geschichte Frankreichs gespielt; Sarah Bernhardt, die launenhafte Tragödin, deren Ruhm fast täglich von grossen und kleinen Blättern gesungen wird; Hubertine Auclerc, die moderne Amazone, die statt des Schwertes die Feder schwingt und als Rednerin die Rolle eines weiblichen Tribuns spielt, die mit seltener Consequenz und Energie als Anwalt der natürlichen von den scheusslichen Männern

geraubten und vorenthaltenen Rechte ihres Geschlechtes auftritt; sowie Louise Michel, die „Illuminirte“, die „Louise Lateau“ der Revolution, das Weib, welches, wie ihre Freunde und Bewunderer behaupten, berufen sei, an der Spitze der Arbeiterbataillone, die uns verstockten „Bourgeois“ mit der Zeit den „Garaus“ machen werden, als Generalissimus zu marschiren. In der letzten Zeit ist Louise Michel wiederum die Heldin des Tages geworden. Ihre Begnadigung, gegen welche sie sich mit Händen und Füssen gesträubt, ist endlich, dank den Bemühungen der radicalen Partei, erlangt worden, und die der Freiheit wiedergegebene „Louise“ konnte neuerdings zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, der revolutionären und anarchistischen Propaganda, greifen.

Louise Michel ist eine mittelgrosse, hagere Erscheinung, die absolut nichts „Weibliches“ besitzt. Ihr Gesicht mit seinen harten männlichen Zügen ist gewiss nicht geeignet, Begeisterung zu erwecken, Männer zu fasciniren und ihrem Willen zu unterwerfen. Ein längliches, knochiges Antlitz, aus dessen Mitte eine ungewöhnlich lange, fast senkrecht stehende Nase wie ein Vorgebirge hervorragt, dessen Haut einem alten, zerknitterten Pergamentblatte gleicht; die hohe, in unzählige Falten gekleidete Stirn, oberhalb des linken Auges durch einen tiefen Einschnitt, der beinahe der Narbe eines Säbelhiebes gleicht, verunstaltet; das grau melirte, in ver-

wilderten Strängen bis zum Nacken frei herabfallende Haar, vorn glatt gescheitelt und zurückgekämmt, tiefliegende graue Augen von beinahe buschig zu nennenden Brauen beschattet, die ein ganz eigenthümliches Feuer ausstrahlen, bald wild und dämonisch blitzen, Grausamkeit und unbezähmbaren Hass widerspiegelnd, bald wiederum feucht schimmernd von grosser Herzensgüte und tiefgefühltem, wahrem Mitleide mit jedem Unglücklichen zu erzählen wissen — so präsentirt sich Louise Michel den neugierigen Besuchern, die zu Hunderten herbeiströmen, um dieses revolutionäre Weib als Wunderding anzustaunen.

Louise Michel macht unstreitig auf den ersten Blick den denkbar ungünstigsten Eindruck; der unendlich breite, fast das ganze Gesicht in zwei Hälften theilende Mund gibt ihr einen gewissen unheimlichen Anstrich, der unwillkürlich Unbehagen, vielleicht Gruseln erweckt. So mochte die rege Phantasie eines Shakespeare sich die Hexen vorgestellt haben, welche Macbeth die Zukunft weissagten. Wer jedoch, ich möchte sagen den Ekel, den dieses Antlitz hervorruft, zu überwinden im Stande ist, wer dieses sonderbare Geschöpf näher kennen zu lernen, die Gefühle und Empfindungen ihres Herzens zu enträthseln versucht, der wird gewiss sehr bald sein Urtheil über „Louise“ ändern und, abgesehen von ihren politischen Meinungen — für das Weib Louise Michel die grösste Hochachtung hegen.

Welch' sonderbares Gemisch von Hochherzigkeit und eingewurzeltem Hasse gegen die Gesellschaft, von tiefer, wahrer, in Thaten und nicht in Worten sich documentirender Herzensgüte einerseits und rücksichtsloser Blutgier, beinahe kalter Grausamkeit andererseits bietet uns der Charakter dieses Weibes?

Exaltirt bis zum Wahnwitze, überspannt bis zu dem Grade, um für's Tollhaus reif zu sein — ist sie gleichzeitig eine barmherzige Samaritanerin von so grenzenloser Hingebung und Opferwilligkeit, wie sie sonst auf unserem Erdenrunde nur überaus selten anzutreffen sind. Heute Raub und Plünderung predigend, wie Hippokrates das Eisen und das Feuer als das probateste Mittel zur Verbesserung der corrumpirten Gesellschaft anempfehlend, durch ihre packende, teuflisch wilde Beredtsamkeit die Männer aus dem Volke, die Arbeiter und Proletarier zum verzweifelten Aufstande, zur blutigen Revolte hinzureissen suchend; finden wir sie morgen als barmherzige Schwester an dem Krankenbette irgend eines auch ihr unbekannten Dulders, als mildthätigen, das letzte Hemd herzugeben bereiten Engel, der die Leiden und Qualen der darbenden Elenden lindert, die Enterbten tröstet, den Bettlern hilfreich beispringt. Wie oft hat sie schon gehungert, weil sie alles, was sie besass, an Bettler, die sie am Wege traf, vertheilte, wie oft vor Kälte gezittert, weil der

ganze mitunter nicht unbedeutende Ertrag ihrer literarischen Arbeiten von ihr sofort nach Erhalt an Arme und Unglückliche vertheilt wurde.

Als politische Demagogin ist Louise gewiss gefährlicher, als alle übrigen sogenannten „Führer“ der revolutionären Partei, denn „Louise“ ist eine „Ueberzeugte“, welche die wohlklingende Phrase verschmäht, die That den schallenden Worten vorzieht, weil sie nur das predigt, was sie wirklich fühlt und stets bereit ist, als Erste ihre Ueberzeugungen durch Thaten zum Ausdrucke zu bringen.

Wie einst „Charlotte Corday“, der sie als politische Fanatikerin in vielen Beziehungen gleicht, trug auch sie sich unter dem dritten Kaiserreich ernstlich mit dem Gedanken, durch einen Mord ihr Vaterland vom Joche des Tyrannen zu befreien. Die „Justificirung“, so benannte sie den geplanten Mord Napoleons, war bei ihr zur fixen Jdee geworden, und wenn sie den Versuch nicht gewagt hat, so ist dies nur den Ereignissen zuzuschreiben, welche selber das Racheamt der Vorsehung übernommen haben, den deutschen Kanonen, die am Tage von Sedan das Kartenhaus des napoleonischen Wüstlings so gründlich zerstörten.

Während der Commune war sie abwechselnd Krankenwärterin, welche ihrem müden Haupte keine Ruhe gönnte, um mehr Zeit den Verwundeten widmen zu können und fanatische Predigerin eines ver-

ruchten brudermörderischen Kreuzzuges, die in harten, aber packenden Worten des erbittertsten Hasses zu immer neuem Morden und Schlachten die ohnehin wie Tiger wirthschaftenden Communards anfeuerte. Vom Kriegsgerichte nach Neu-Caledonien gesendet, kennt sie nur eine Sorge, ein Bestreben — für das leibliche Wohlbefinden ihrer Leidensgenossen sich aufzuopfern. Diese rohen, unbändigen Männer, deren Sinn selbst die schwere Peitsche des zum Kerkermeister umgewandelten Unteroffiziers, welche das eiserne Regiment, das in Numea nach der Commune eingeführt wurde, die centnerschweren Ketten, das Fasten, die häufigen körperlichen Züchtigungen nicht zu ändern vermochten, folgen wie Kinder dem Worte dieses Weibes. Denn „Louise" war auch in der That in Numea ihre Mutter, die sie wie eigene Kinder hütete und pflegte, und es gibt keinen aus Numea zurückgekehrten Communard, der nicht von ihm durch Louise Michel documentirter hingebender Aufopferung zu erzählen wüsste.

Nach dem Sturze der Regierung der „moralischen Ordnung," nachdem die 363, trotz eines Broglie und Mac Mahon, die dem Namen nach nur bestehende Republik zur Wahrheit machten, als conservative und radicale Republikaner den gemeinsamen Wunsch, über die Schauerereignisse der Commune einen Schleier der christlichen Liebe zu werfen, zu vergessen und zu verzeihen — zur

That machten, kam „Louise“ mit den übrigen amnestirten Communards nach Paris zurück. Das Volk von Paris, das an ihre blutige Thätigkeit sich nicht mehr entsinnen wollte, hatte ihre Herzensgüte, ihre Opferfreudigkeit für die Armen und Unglücklichen nicht vergessen. Man bereitete ihr einen königlichen Empfang. Sie war von so viel Liebe und Anhänglichkeit, die ihr gezeigt wurde, tief gerührt, und laut schluchzend sank sie am Platze vor dem St. Lazare Bahnhof in die Arme Cléménceaus.

Gesellschaft und Regierung hatten ihr wohl die Vergangenheit verziehen — allein sie, die Demagogin, hatte nichts vergessen, nichts vergeben. Kaum zurückgekehrt, begann sie sofort neuerdings eine umfassende Thätigkeit für die sociale und anarchistische Revolution zu entfalten, Brandrede folgte auf Brandrede — bis schliesslich im Jahre 1883 — in einem Augenblicke der Geistesverwirrung sie neuerdings das Volk zur bewaffneten Revolte haranguirte, auf dem Platze vor dem Invalidendome in einem unter freiem Himmel abgehaltenen Monstre-Meeting die hungernden Arbeiter stürmisch aufforderte, sich Brod mit Gewalt zu verschaffen. In der That wurden auch an diesem Tage einige in der Nähe gelegene Bäckerläden, angeblich unter Anführung „Louises“, ausgeplündert. Sie wurde verhaftet und zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Louise Michel, welche ich seit ihrer Begnadigung zum ersten Male bei dem im Monate Januar abgehaltenem Meeting in der „Salle Rivoli“ zu sehen Gelegenheit hatte, verliess auch diesmal nicht gebessert den Kerker. Sie ist womöglich noch abschreckender als je und noch immer fest entschlossen, die Rolle eines „revolutionären Märtyrers“ zu spielen.

Dieses revolutionäre Weib ist merkwürdiger Weise auch ein überaus pietätsvolles Kind, welches das Andenken ihrer Eltern, die eine Lehrerin aus ihr machen wollten, unbedingt hoch hält.

Ihre Mutter, eine alte abergläubische Bäuerin, die Tage lang vor den Gnadenbildern der Pariser Kirchen auf den Knien sich wälzte, um Gottes Segen auf das Haupt der von ihr abgöttisch geliebten Tochter herabzuflehen, hat Louise wie eine Heilige verehrt. Um ihr Kummer zu ersparen, entsagte sie so manchem revolutionärem Unternehmen, ging sie — die Freidenkerin und Atheistin, die fanatische Feindin des Klerus — jedem Conflicte mit der Kirche und ihren Dienern aus dem Wege. Als diese ihre Mutter sterbenskrank wurde und ihre Freunde ihr die Erlaubniss verschafften zur Pflege derselben unter Bewachung zweier Detectivs in die Wohnung der kranken Frau zu kommen, wich sie Tag und Nacht nicht von dem Krankenbette der bewusstlos daliegenden Bäuerin. Wahrlich es ist bewunderungswerth,

welche Energie, welche Hingebungskraft diesem Weibe innewohnt, die, aus dem Kerker kommend, acht Tage ohne Schlaf an dem Krankenbette einer bewusstlosen Mutter zubringt.

Wie paradox es auch klingen mag — es ist dennoch wahr — Louise Michel, diese unbezähmbare Revolutionärin, dieses Weib, welches mit der Flinte in der Hand bis zuletzt auf der Barricade verblieb; — ist im gewöhnlichen Leben wahrhaft bescheiden, beinahe furchtsam. Sie ist absolut nicht im Stande jemandem irgend etwas abzuschlagen. Als ihr dramatisches Erstlingswerk „Nadine“ aufgeführt werden sollte, kam zu ihr ein ihr gänzlich unbekannter Reporter eines monarchisch gesinnten Blattes, um das geradezu unverschämt zu nennende Ersuchen an sie zu stellen, dieses ihr Stück vor der Première dem Blatte zur Veröffentlichung zu übergeben. — Da sie nie „Nein“ sagen kann, willigte sie ein, und in der That erschien zwei Tage vor der ersten Aufführung zum Entsetzen des Directors der Vorstadtbühne, welche „Nadine“ inscenirt hatte, zum Schrecken dieses famosen Revolutionärs Maxime Lissbonne, des jetzigen Besitzers der „Taverne du Bagne“, der damals gerade Theaterdirector war, „Nadine“ in extenso in dem bezeichneten Blatte.

Louise Michel ist — abgesehen von ihrer social-revolutionären Thätigkeit — eine Schriftstellerin von sehr vielem Talente. In ihrem grossen

Romane „La Misère“ weiss sie das menschliche Elend in herzergreifender Weise zu schildern, Töne anzuschlagen, welche selbst abgehärtete Männer zu Thränen rühren.

Während ihres Aufenthaltes in Neu-Caledonien studirte sie eingehend die dortigen Eingeborenen, welche sie wie eine Heilige verehrten, sie schrieb einen hochinteressanten Band über die „Kanaken“, ihre Lebensweise, ihre Gebräuche, ihre Sprache und ihre Sitten. Louise hat auch mehrere Romancen und andere kleine Dichtungen veröffentlicht, die unbedingt über das durchschnittliche Mass alltäglicher Dichter hervorragen. Die meisten dieser Gedichte behandeln die Kindesliebe. Ihr Band „Sagen und Erzählungen“ ist wunderschön geschrieben und bezaubert beinahe derart wie die Märchen vom „kleinen Däumling“ oder dem „Blaubart“. Ein einfacher aber wirkungsvoller Styl, ein schlichter, zum Herzen sprechender Erzählerton, eine geradezu ländlich einfache Naivetät sind die Haupteigenschaften dieser „Sagen und Erzählungen“ Louise Michels.

August Dumont

der Gründer des „Gil Blas“.

Paris, 5. Mai 1885.

Einer der Kühmelker des Journalismus, der das Handwerk am Längsten betrieben und am Besten verstanden hat, ist nicht mehr. Von den Fenstern der niederen Belle-Etage am Boulevard des Capucines nächst dem Opernplatze sollte die Trauerfahne wehen und die zinnerne Statue des spanischen Abenteurers, welche als sprechendes Schild den Eingang zur Zeitungs-Office des „Gil Blas“ bezeichnet, müsste in einen schwarzen Flor gehüllt sein. Herr August Dumont, der Principal des Blattes, welches das Lieblingsorgan des Pariser Cocottenthums ist, wurde von dem Schauplatze seiner pornographisch-finanziellen Thätigkeit durch einen Schlaganfall abberufen. Somit ist Paris um eine Figur ärmer geworden, denn eine Rolle und eine nicht unbedeutende, hat der 69jährige Mann unbestritten seit lange gespielt, hauptsächlich aber in den letzten Jahren seit der Schöpfung des „Gil Blas“.

Kurz vor Ausbruch des Krieges arbeitete Herr Dumont mit dem berühmten, oder wenn man's gerade nehmen will, berüchtigten Villemessant zusammen. Beide hatten den täglichen „Figaro“ ins Leben gerufen, der seit geraumer Zeit unter Villemessant's Leitung zweimal wöchentlich erschien.

Damit waren der „Pariser Presse“ neue ungeahnte Horizonte eröffnet. Es war ein Bündniss zweier edler Seelen, welche den journalistischen Betrieb ungefähr auffassten, wie die Rhein- und Burggrafen der Faustrechtzeit ihr auf der Landstrasse betriebenes Handwerk. Alles musste ihnen tributpflichtig werden und der Umfang ihrer Hinterlassenschaft beweist, dass ihre Auffassung der Dinge keine unpraktische war. Wenn die beiden Cumpane in dieser Hinsicht übereinstimmten, so harmonirte in mancher Beziehung ihr Wesen nicht. Villemessant war cynisch-geistreich und literarisch befähigt. Wenn er zur Feder griff, was nicht zu oft geschah, blamirte er sich mit seiner Prosa nicht neben den glänzenden Mitarbeitern, die seinem Redactionsstabe angehörten. Er wusste das Geld zusammen zu scharren, aber er brachte es wieder unter die Leute. Er lebte als „Grandseigneur“ und liess die Anderen gerne leben. Er brüllte seine Mitarbeiter zuweilen an, aber er überhäufte sie mit Zulagen und Gratificationen. Nichts war leichter, als seinem Beutel beizukommen,

oder wie es im Boulevard-Jargon heisst, ihm eine „Carotte“ von gehöriger Länge zu ziehen, vorausgesetzt, dass man es verstand, ihm den Bären mit Humor aufzubinden und ihn zum Lachen zu bringen. Ein Saphir hätte sich bei Villemessant ein Vermögen erkalauert. Bei seinem Socius Dumont wäre er nie auf die Kosten gekommen. Das war der dürre Geldmann, dem das „Geldbehalten“ ebenso ans Herz gewachsen war, als das Gelderwerben. Der Emporkömmling mit kleinlichen Anschauungen, ohne Bildung, ohne literarischen Firniss, aber mit dem richtigen Instinkte des journalistischen Ausbeutens, geschärft durch langjährige Erfahrung.

Eines schönen Tages, im Herbste 1871, brauste der dicke Villemessant wie ein wilder Orkan durch die Bureaux des „Figaro“. Er speite Feuer und Flamme und hätte sich gerne die Haare ausgerissen, wenn er welche gehabt hätte. Geängstigt und bestürzt standen die Redacteure da und fragten die Götter, was das Unwetter zu bedeuten habe. Und da kam es heraus, dass dieser „Thunichtgut“, dieser „Schuft“, dieser „Hallunke“ von Dumont dem „Figaro“ ein Concurrenzblatt in die Räder werfen wollte. Und so war es. Herr Dumont hatte es verstanden, den Machthaber des Tages, Herrn Thiers, für einen republikanischen „Figaro“ zu begeistern. Das „Evénement“ war gegründet.

An diesem Tage vergass der „biedere“ Villemessant all' seine skeptischen Grundsätze. Er fand nicht, dass der Streich seines Compagnons ein gelungener und „bien bonne“ wäre. Er strengte Processe an, berief General-Versammlungen von Actionären des „Figaro“ ein, welche mit feierlich protocollirten Beschlüssen den „Abtrünnigen“ excommunicirten.

Alles umsonst. Die Excommunication benutzte Herr Dumont als Fidibus und vor den Gerichten machte er mit Erfolg geltend, dass keine Bestimmung ihm verbiete, ein eigenes Blatt zu gründen. Das Resultat? Nun der schlaue Faiseur verkaufte mit grossem Nutzen das von ihm gegründete „Evénement“ an eine Actiengesellschaft und strich jährlich den ihm beim „Figaro“ zukommenden Gewinnstantheil, ungefähr 80—90.000 Francs ein.

Dasselbe Spiel wiederholte er allerdings mit geringerem „Profit“ bei dem Abendblatte „Le Thélegraphe“, wo ein römischer Monsignore sein Strohmann war, bis er das Blatt an ein Consortium ostfranzösischer Grossindustrieller verkaufte. Nun hätte Dumont in aller Ruhe und Behaglichkeit von seinen Renten fürstlich leben können. Aber der Drang zu neuen Thaten riss ihn fort. Die „Ferkel-Literatur“ des Herrn Zola und seiner Jünger feierte um die Zeit (1878) ihre ersten und bedeutendsten Erfolge. Da gab es für Dumont einen Acker zu düngen, der auch „goldene Früchte“ zu tragen nicht

ermangelte. Das zu lösende Programm war, die Zoten, welche Zola einmal jährlich als Band veröffentlichte, täglich zu verzapfen. Der „Gil Blas" mit seinen „Frauengeschichten" Pedro Garcias, brachte die Lösung des bisher unbekannten journalistischen „X". Diese verwegen modernisirten Bearbeitungen der Decamerons und „Eroticas" aus dem vorigen Jahrhundert sorgten sicherer und rascher für die Verbreitung des neuen Journals, als die gediegensten politischen Aufsätze oder die hervorragendsten literarischen Leistungen.

Ein „gewisses" Publikum, welches in Frankreich sehr zahlreich ist und dem, was wohl die Hauptsache ist, es an Mitteln nicht fehlt, adoptirte das neue Blatt. Jede Cocotte liess den „Gil Blas" in ihrem Budoir offen aufliegen und jede „Cocodette" versteckte ihn halb und halb zwischen ihrem Fächer und ihrem Gebetbuche. Allmählich wurde der „Gil Blas" nicht nur von der Lebewelt gelesen, sondern er wurde zum Sprachrohre und zum Scandalecho derselben. Was die Herrschaften ihm selbst nicht mittheilten, das trugen ihm die Domestiken und Kammerzofen zu und da Indiscretionen solcher Leute gefährlich sind, wurde das Dumont'sche Blatt in gewissen Kreisen wie der leibhaftige Satan gefürchtet. Zum Glück gilt der Teufel für einen zugänglichen Mann und lässt sich mit Vergnügen den Mund stopfen. Der grosse Erfolg seines journalistischen Benjamins hatte den

beinahe siebzigjährigen Dumont förmlich verjüngt. Er gönnte sich weder Ruhe noch Rast. Man traf ihn noch um 2 und 3 Uhr Morgens in dem kleinen, engen, zugigen oder dumpfen Directions-Cabinet sitzend, die Artikel prüfend, ob sie nicht gar zu züchtig und die Betheiligungs-Rechnungen ob sie nicht zu bescheiden seien.

III. Abschnitt.

Aus der Chronique scandaleuse.



Aus dem Leben einer glänzenden Courtisane.

Vor den Schranken des Pariser Civiltribunals gelangte jüngst eine Affaire zur Entscheidung, die in Künstler- und Lebemänner-Kreisen die peinlichsten Reminiscenzen wachrief.

Vor mehreren Monaten starb eine in den Kreisen des „Tout Paris“ allgemein bekannte Persönlichkeit so plötzlich und auf so räthselhafte Weise, dass alle Welt von der Ueberzeugung durchdrungen war, dass hier ein Selbstmord vorliege. Dieser Mann hiess Landau, er war Gründer des „Cercle artistique de la Seine“, der allgemeiner unter dem Namen „Cercle Lepère“ bekannt war, und zwar so benannt, weil der gewesene Minister Lepère an der Spitze des Unternehmens stand.

Landau galt überall für einen steinreichen Mann. In der That warf auch die „Gagnotte“ des Cercle, in dem namhafte Künstler, bekannte Lebemänner, reiche Fremde etc. verkehrten, sehr bedeutende Beträge alljährlich ab und da Herr

Landau von fünfundzwanzig Antheilen neunzehn sein eigen nennen konnte, so war er in der Lage ein fröhliches, sorgenloses Leben à la grand seigneur zu führen. Uebrigens verstand Herr Landau — ein Mann deutschen Ursprungs, der sich als Franzose naturalisiren liess — seine grossen Revenüen mit sehr viel „Chic“ zu verzehren. Er war allgemein beliebt und insbesondere in den Kreisen der Maler und Bildhauer zählte er zahlreiche Freunde. Herr Landau war nämlich eine Art von Mäcenas; ein Liebhaber und Kunstfreund, der jährlich sehr bedeutende Beträge für Gemälde ausgab. Seine Privatgallerie in seinem glänzenden palastartigen Hotel, galt für eine interessante Sehenswürdigkeit, welche, Dank der Liebenswürdigkeit des Eigenthümers, zu besichtigen jedem gut empfohlenen Fremden möglich war.

An der Spitze des Ueberwachungscomités des Cercles stand der bekannte Maler Feyen-Perrin, dessen zwei Bilder „Remords“ und „Souvenir de Cancale“ im Salon dieses Jahres grosses Aufsehen machten. Herr Feyen-Perrin, der schon im Jahre 1865 als blutjunger Anfänger den ersten Preis des Salons davontrug, wurde bald mit dem Eigenthümer des von ihm präsidirten Cercle intim befreundet und so gross war schliesslich die Freundschaft dieser beiden Unzertrennlichen, dass die Habitués des Cercle, sowie alle guten Bekannten sie nicht anders als „Kastor und Pollux“ benannten.

Als im Jahre 1878 Herr Feyen-Perrin für seine hervorragenden Leistungen als Maler vom Präsidenten der Republik mit dem Ritterkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet wurde, begann Landau seinem Freunde zu Gemüthe zu führen, dass es absolut unzulässig sei, dass ein so grosser und so anerkannter Künstler in einem gemietheten nicht besonders geräumigen Atelier hause. Er, schlug dem Maler vor, mit ihm zusammen ein geräumiges, palastartiges Hotel erbauen zu lassen, welches sie gemeinschaftlich bewohnen sollten. Der Künstler machte Anfangs Schwierigkeiten, da jedoch Herr Landau ihm grossmüthiger Weise anheimstellte, die Hälfte der Erbauungskosten durch Bilder abzahlen zu dürfen, so entschloss sich Feyen-Perrin 100.000 Francs seinem Freunde in Baarem behufs Erbauens eines prachtvollen Hotels zur Verfügung zu stellen.

Das Hotel wurde beinahe über Nacht aus der Erde hervorgezaubert und der talentvolle Künstler machte sich mit Feuereifer daran, die Wände, Plafonds etc. dieser seiner neuen glänzenden Behausung mit Werken seines eigenen Pinsels zu schmücken. Binnen wenigen Monaten war auch in der That dieses Hotel in ein glänzendes, hochinteressantes Künstlerheim umgewandelt, in welches alle Kunstliebhaber mit Vergnügen pilgerten. Im Winter wurden in den hellen Räumen dieser Künstlerstätte glänzende Feste voll fideler Lustbarkeit gegeben,

denen stets das ganze Paris der Künste, der Literatur und der Theater beiwohnte.

Bei einem dieser Feste lernte Herr Landau eine Künstlerin — eine dramatische Schauspielerin von vielem Talente — kennen, deren Namen allerdings häufiger in der „Chronik scandaleuse“ als in Theaterreferaten oder Kritiken zu lesen war. Die Dame war Lina Munte.

Wer ist Lina Munte? Lina Munte ist, wie jeder Boulevardier versichert, eine „femme fatale“, eine geradezu typische Gestalt einer frivolen Schauspielerin. Die schöne Lina mit ihren diabolisch schwarzen Augen hat auch schon in der That unendlich viel Unheil in dieser Welt angerichtet. Wenig Lebemänner gibt es wohl in Paris, die zu dieser Göttin noch nicht geschworen, die zu ihren Füssen noch nicht geschmachtet hatten. Und trotzdem so manche Mücken, welche dem strahlenden Feuer dieser lodernden Kohlen gar zu nahe gekommen waren, mit verbrannten Flügeln entweichen mussten, findet diese frivole Priesterin der „Kunst“ stets neue Bewunderer, welche mit Enthusiasmus ihre Brieftaschen leeren, damit ihr Triumphwagen auf goldenem Untergrunde rolle.

Ist sie denn wirklich so berückend schön, diese Verwüsterin der Herzen der Männerwelt? Diese Frage ist unbequem, sie bringt in Verlegenheit. Will man die Regelmässigkeit der Züge zum Kriterium der Schönheit machen, so ist die glänzende

Lina Munte das gerade Gegentheil von Schönheit. Ihr Gesicht ist die wildeste Unregelmässigkeit, die denkbar grösste Disproportion. Sind es die elastischen Glieder, der prächtige Wuchs, die schwellenden Conturen des Körpers, welche Lina Munte zu einer anziehenden und fesselnden, so viel umworbenen Erscheinung machen? Auch das wird man kaum behaupten können. Aber was ist es denn? Es ist die „Beauté du diable“, dieser eigenthümliche, unaussprechliche Reiz, der das unschöne Gesicht zum Verführerischten umgestalten kann, es ist dieses unbeschreibliche helle Lachen, das von ihren Lippen ertönt; die halb züchtige, halb provocirende Gebärde, deren Geheimniss nur ihr eigen ist; es ist der leuchtende, zündende Blitz ihrer Blicke, die dämonische Wildheit, die mitunter in ihren Augen aufleuchtet; es ist mit einem Worte das ganze eigenartige, fascinirende Wesen der Munte.

Kaum betrat sie die Bretter und schon begann sie Unheil zu stiften. In das ausgeworfene Netz flog zuerst der unglückliche Director, der sie entdeckt hatte. Er hätte sie so gerne zu seinem Fixsterne gemacht, zu seiner Sonne, um die er ewig kreisen, an deren Gluthen er sich wärmen wollte. Sie aber ist ein Komet, ein gefährlicher Wanderstern, der so wie er am Horizonte erscheint, häuslichen Krieg, materiellen Ruin, frühzeitigen Tod bedeutet. Der arme Director

wurde von dem strahlenden Glanze dieses Kometen geblendet, vor seinen Augen flimmerte es, er verlor das Bewusstsein. Weib, Kind und Geschäft verlassend, stürzte er sich kopfüber in den Abgrund, von dem magischen Scheine des Irrlichtes angezogen. Zu erhaschen wusste er sie wohl, aber nicht festzuhalten und als die letzten tausend Francs verschwunden waren, kehrte sie dem armen Tropf hohnlachend den Rücken. Seine Frau wies ihm die Thüre und — wenn ich nicht irre, so büsst er in einem Soufleurkasten eines kleinen Vorstadttheaters sein wohlverdientes Fegefeuer ab.

Das zweite Opfer war ein Baron aus dem Centrum Frankreichs, der Träger eines stolzen Namens aus dem „Limousin“. Er sah sie zum ersten Male im Assomoir Zola's, in dem sie die Virginie gab. Diese Virginie, welche ihre Partnerin, die liebenswürdige „Petit“, die Gattin des Herrn Marais von der „Porte St. Martin“, die im selben Stücke die Gervaise spielte, mit einem Eimer eiskalten Wassers aus Eifersucht begoss und angeblich dadurch den Keim des Leidens schuf, das kurze Zeit später die sympathische Künstlerin hinwegraffte, — machte den schwachen Kopf des Barons schwindlich. Er legte ihr Alles zu Füssen; er wollte sie sogar zum Altare führen. Doch was sollte sie denn eigentlich mit einem Heirats-Candidaten anfangen? Konnte ihr ein Wappen imponiren? Sie zog es vor, die Vergol-

dung desselben für sich zu behalten und gab dem alten Narren gleichzeitig mit dem Abschiede das rostige Wappeneisen zurück.

Dann kamen Andere, Bürgerliche und Adelige, die der Reihe nach defilirten und stets neue Hekatomben von Bankbillets opferten. Schliesslich kam die Reihe an unseren Landau. Sein Freund, der Maler, warnte ihn nachdrücklichst, hielt ihm vor, dass schon drei Personen, die mit der glänzenden Lina tändelten, schliesslich nach dem completem Ruin aus Verzweiflung durch einen wohl gezielten Revolverschuss ihrem nutzlosen Leben ein Ende machten. Umsonst! — Landau hatte zu tief in die dunklen Augen dieser Circe geschaut, ihr Sirenengesang riss ihn fort, er war dem Untergange geweiht.

Herr Feyen-Perrin widersetzte sich mit Eifer dieser unheilvollen Liaison. Landau hörte ihn nicht, Lina war seine souveräne Herrscherin, der er auf den Wink wie ein Sklave folgte. Um Linas Launen befriedigen zu können, müsste man mindestens ein Rothschild sein und Landau war blos der Director und Eigenthümer eines Spielcercle. Die nach vielen Hunderttausenden sich beziffernden Ersparnisse langer Jahre, Hotel, Kunstsammlung und die Theilhaberscheine des Cercle — Alles war in kaum zwei Jahren dahin.

Herr Feyen - Perrin, der das schreckliche Ende seines verblendeten Freundes klar voraussah,

verliess aus Unmuth das gemeinschaftlich bewohnte Hotel. Er bezog seine alte Wohnung und sein altes Atelier, um nicht beim Zusammensturze Landau's mit in den Abgrund gezogen zu werden. Nunmehr konnte Lina in dem glänzenden Hotel schalten und walten. Fest folgte auf Fest, bis schliesslich auch der hartgesottenste Manichäer nichts mehr hergeben wollte. Die Katastrophe war nun unvermeidlich.

Lina nahm mit dem letzten Tausendfrancscheine von Landau Abschied. Sie fuhr wohlgemuth nach dem fernen Norden, um an den Ufern der Neva den Klang der Rubel kennen zu lernen.

Und Landau? Nun, eines schönen Morgens fand man ihn todt in seinem Bette und bestattete ihn ohne viel Aufsehen zu machen. Die Gläubiger hatten aber mittlerweile das Hotel sammt der Einrichtung mit Beschlag belegt. Unter den gepfändeten Sachen befanden sich auch mehrere Bilder, sowie zahlreiche Skizzen, Entwürfe u. s. w. des Künstlers, die derselbe bei seinem plötzlichen Uebersiedeln in dem glänzenden Hotel zurückgelassen hatte.

Diese Gegenstände sollten nun im Hotel Drouot versteigert werden. Der Maler erfuhr erst in der letzten Stunde von der bevorstehenden Licitation — und konnte, da zur Einholung eines Gerichtsbeschlusses keine Zeit mehr vorhanden war — blos durch einen Gerichtsvollzieher (huissier)

gegen die Versteigerung provisorischen Einspruch erheben. Der Gerichtshof verwandelte übrigens den provisorischen Einspruch in einen definitiven und Künstler, sowie Gläubiger führen nunmehr einen Rechtsstreit, dessen Ausgang die Malerkreise stark interessirt.

Herr Feyen-Perrin behauptet nämlich, dass die von den Gläubigern gepfändeten Bilder — abgesehen davon, dass dieselben de facto sein Eigenthum seien — keinesfalls ohne seine Einwilligung verkauft werden dürfen. Diese Bilder, behauptet der geachtete Künstler, wären blos Studien, Entwürfe, flüchtige Skizzen, welche für die Oeffentlichkeit nicht berechnet waren. Durch die öffentliche Versteigerung dieser Skizzen und Entwürfe komme er zu Schaden, da diese unvollendeten und für die Oeffentlichkeit keinesfalls bestimmten Bilder, einmal öffentlich ausgestellt, seinem künstlerischen Rufe Abbruch thäten.

Auf das Erkenntniss des Civilgerichtes ist man in Künstlerkreisen — wie schon bemerkt — sehr gespannt.

Und Lina Munte?

Eine zeitlang blieb sie verschollen. Vor wenigen Monaten aber tauchte sie plötzlich im Süden Frankreichs mit einer Schauspielertruppe auf, welche mit dem „Hüttenmeister“ eine „tournée artistique“ machte. Als Escorte dient ihr ein

pustender und entsetzlich dicker Americaner, der in seiner Heimat mit „Talg“ Millionen verdient.

Wie lange die feurigen Blitze der schwarzen Augen unserer Lina diesen Talgklumpen bescheinen müssen, um ihn ganz zu zerschmelzen — bin ich vorläufig anzugeben ausser Stande.

Die Duelle der Pariser Journalisten.

In der französischen Schriftsteller- und Journalistenwelt ist seit einigen Jahren eine wahre Duellepidemie ausgebrochen, die von Tag zu Tag acuter auftritt und in Kreise dringt, in denen sonst der Zweikampf nur vom Hörensagen bekannt war. Das Duell ist in den letzten Jahren in Frankreich — oder zumindestens in Paris — zur Manie geworden und jeder halbwüchsige Schulknabe, der kaum den Gebrauch des Taschentuches gelernt hat, beeilt sich, so wie irgend Jemand ihm eine Unart verweist, zwei ebenso grünschnäblige Freunde aufzusuchen, die mit komischem Ernste als Kartellträger sich präsentiren, um für die schwere Beleidigung, welche nur mit Blut abgewaschen werden kann, Rechenschaft zu fordern.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, über die Duelle im Allgemeinen die sattsam bekannten Verdammungsurtheile wiederzukauen und den Nachweis zum so und so viel tausendsten Male zu er-

bringen, dass der Zweikampf, dies Ueberbleibsel der Gottesgerichte des Mittelalters, in unseren Zeiten absolut keine Bedeutung haben und höchstens nur den Beweis erbringen kann, dass die beiden Combattanten eine gewisse Portion Muth besitzen. Da ich aber nur von den modernen Duellen der Pariser Journalisten sprechen will, so brauche ich in der That nicht einmal darauf hinzuweisen, dass im Duelle oft der unschuldige Theil seine Unschuld mit dem Tode bezahlt — denn diese modernen Duelle sind so harmloser Natur, dass eine ernste Verwundung zu den grössten Seltenheiten gehört.

Allerdings geschieht es, dass von Zeit zu Zeit ein Duell einen tragischen Abschluss findet, dass ein Mann in der Blüthe der Jahre, wie etwa der anfangs l. J. verstorbene Schriftsteller Casse am Terrain der Ehre eine gefährliche Stichwunde erhält, die ihn für längere Zeit aufs Krankenbett wirft — ja sein frühzeitiges Ende verschuldet. Allein auf den Eisenbahnen, wo man in unseren Zeiten gewiss die allergrösste Wachsamkeit entfaltet, kommen ja auch mitunter schreckliche Unglücksfälle vor, die kaum irgend einem von uns die Lust zum Reisen vergällen.

Die tragischen Ausgänge der modernen Pariser Duelle gehören unbedingt in dieselbe Kategorie unglücklicher Zufälle wie die Zusammenstösse oder Entgleisungen auf den Bahnen und sind gewiss

nicht geeignet, unsere Journalisten zum Aufgeben ihrer unschuldigen Duellspielerei, die so prächtige Anlässe zu Gratis-Reclamen bietet, zu veranlassen.

Unter solchen Verhältnissen, wie sie heute in Paris herrschen, wird das Duell binnen sehr kurzer Zeit zu einer Art von Volksbelustigung werden, auf die heranwachsende Jungens sich ebenso freuen werden, wie die Backfische auf den ersten Ball oder unsere heimischen Musensöhne auf die erste Mensur. Strenge genommen sind sogar heute schon die Pariser Journalisten-Duelle ebenso harmloser Natur wie die Paukereien unserer Studenten und die famose „épée de combat“ vielleicht ungefährlicher als der Mensurschläger.

Das Duell hat übrigens im allgemeinen in den letzten Jahrzehnten colossale Einbussen au dem eigenartigem Prestige, welches dem Begriffe „Zweikampf“ innewohnte, sich gefallen lassen müssen, und während unsere Väter und Mütter noch schon bei der Nennung dieses Wortes erblassten und zu zittern begannen, da „Duell“ mit dem Tode oder einer schweren Verwundung irgend eines Familienangehörigen so ziemlich gleichbedeutend war, so lächeln wir heute schon skeptisch und boshaft, wenn man uns auf der Bühne etwa die Verzweiflung einer liebenden Frau darstellt, welche soeben erfährt, dass ihr Gatte oder Geliebter mit irgend einem Gegner sich duellire.

Die intime Privatgeschichte der diesjährigen Pariser Journalisten-Duelle vollends ist gewiss besonders geeignet, diesem einst so drohend klingenden Worte „Duell“ nunmehr eine entschieden komische Bedeutung zu geben, bei dessen Nennung höchstwahrscheinlich in allernächster Zukunft selbst ernsthafte Männer in ein homerisches Gelächter ausbrechen werden.

Wir wollen die Reihe unserer Duellgeschichten mit der grossen Duellserie beginnen, die zu Anfang und im Laufe dieses Jahres der Herausgeber und Chef-Redacteur des republikanischen Boulevard-Blattes „Événement“ durchzumachen hatte. Einige heissblütige Aristokraten, mit dem Grafen Drion an der Spitze, drangen in nächtlicher Stunde lärmend in die Bureaux des Journales, um durch Poltern und allerlei Ungezogenheiten ihre Missbilligung über eine die Vorgänge im Jockeyclub behandelnde Notiz in echt aristokratischer Weise zu manifestiren. Statt diese etwas ungezogenen hochgeborenen Herren einfach mit Hilfe der kräftigen Arme der Setzer den Ausgang finden zu lassen, wurden die Tumultanten mit allen Ehren ins Cabinet des Chef-Redacteurs geleitet, um daselbst über die Art und Weise, in welcher diese imaginäre Beleidigung mit Blut abgewaschen werden soll, schlüssig zu werden.

Zwei Tage später traf man sich im Bois de Vincennes, um diese Ehrensache in der üblichen

Weise zu ordnen. Leider konnte man nicht so leicht einen entsprechenden Platz ausfindig machen, da gerade an diesem Tage — es war schönes Wetter viele Passanten ihren Weg durch das Hölzchen nahmen. Schliesslich, nachdem man über eine Stunde vergebens herumgesucht, fand man den geeigneten Platz und die beiden Gegner kreuzten ihre Degen.

Nach einigen Minuten des Kampfes kehrte plötzlich der Chef-Redacteur des „Événement“, Herr Magnier, seinem noblen Gegner den Rücken und begann aus allen Leibeskräften zu laufen, während Graf Drion, der anfangs die Fassung verloren hatte, sehr bald seine Geistesgegenwart zurückgewinnend, im Laufschritt die Verfolgung des Flüchtlings einleitete.

Diesem Duelle wohnten einige Dutzend Neugieriger bei, welche das Geklirre der Säbel herbeigelockt hatte. Kann man sich nun etwa eine komischere Possenscene denken, als diese authentische Duellscene, wo zum Gaudium der umstehenden Schaulustigen der eine Duellant die Flucht ergreift, der Andere, den Degen in den Lüften schwingend, ihm im rasenden Tempo nachsetzt, während die dicken Secundanten, wie schlechte Rennpferde pustend und athemlos ihren beiden Duellanten nachlaufen, aus voller Kehle „arrêtez, arrêtez!“ schreiend? Schliesslich wurden die beiden Gegner zum Stehen gebracht, die Degen wurden neuerdings gekreuzt und Herr

Magnier an der Hand geritzt. Diesmal war allerdings ein Tropfen Blut geflossen und der Ehre war somit Genüge geleistet worden.

Allein die Secundanten des Grafen Drion beeilten sich in einem von ihnen gezeichneten Protokolle der Mitwelt kundzuthun, dass Herr Magnier die Flucht ergriffen und in sinnloser Angst einen Raum von über 50 Meter pfeilschnell zurückgelegt hatte. In Folge dieser Indiscretion entwickelte sich eine erbitterte Zeitungspolemik. Magnier führte zu seiner Vertheidigung an, dass die Secundanten den Kampfplatz schlecht gewählt hätten, dass man sich auf der Fahrstrasse schlug, dass irgend ein Zuschauer ihm „Vorsicht, ein Wagen!“ zugerufen habe, und dass er, um nicht überfahren zu werden, die Flucht ergriff. Das Facit dieser Polemik waren zwei weitere Duelle. Die Zeugen des Grafen Drion forderten nämlich ihrerseits den Chefredacteur des „Événement“.

Herr Magnier wurde beim Duelle mit dem ersten Zeugen des Grafen Drion am Oberarme verwundet und musste etwa 14 Tage lang die Hand in einer Binde tragen. Das zweite Duell wurde natürlich vertagt. Mittlerweile überwarf sich Magnier mit einem seiner Mitarbeiter, der ihm beim famosen Duelle mit Fluchtintermezzo als Zeuge gedient hatte. Dieser Feuilletonist und Schriftsteller, Namens Tavernier, der trotz seiner

Jugend sich schon einen Namen in der Journalistenwelt gemacht hatte, verlangte die Regulirung der ihm als Honorar schuldigen Beträge, und da Herr Magnier zu zahlen ausser Stande war, so schickte unser Journalist zu dem Duellgegner Magnier's einen Huissier — Gerichtsvollzieher — um gegen den projectirten Zweikampf Protest einzulegen, da im Falle eines tragischen Ausganges desselben die Forderung des Protesterhebers werthlos wäre. Nun ein Duell, gegen welches ein Gerichtsvollzieher Schulden halber Einspruch erhebt, dürfte nach meiner unmassgeblichen Ansicht — trotz Rabbi Akiba — noch nicht dagewesen sein.

Kaum war diese Angelegenheit in Vergessenheit gerathen, begann man auf den Boulevards sich zu erzählen, dass nunmehr auch die Frauen von der Duellepidemie ergriffen wären. In der That erfuhr man auch sehr bald, dass Madame Valsayre, eine schon etwas reife Bewunderin der bekannten Vorkämpferin für die Frauenemancipation Hubertine Auclerc, mit einer Amerikanerin ein Säbelduell hatte, bei dem eine der beiden Damen eine leichte Schnittwunde am Oberarme erhielt. Die französische Duellantin war Siegerin, sie hatte ebenso wie ihre amerikanische Gegnerin sich mit Ruhm bedeckt und wurde bei ihrer Rückkehr von den Damen, die dem Frauenemancipations-Vereine angehören, wie ein Triumphator empfangen.

Diese schon erworbenen Lorbeeren liessen ihr nicht Ruh noch Rast. Sie brannte vor Begierde, einen zweiten Kampf auszufechten und liess zu diesem Zwecke von einigen Scandalblättern des Boulevards einen offenen Brief an die Marschallin Booth — den jugendlichen und wie versichert wird reizenden Generalissimus der Heilsarmee — abdrucken. In diesem Briefe stellte sie der Marschallin die Alternative, entweder Frankreich zu verlassen, und zwar sofort, oder mit ihr — der Madame Valsayre — sich zu schlagen. Nun, wie drollig diese Herausforderung auch sein mag, würde man derselben kaum irgend welche Beachtung zu schenken brauchen, weil ja für's Tollhaus Reife in allen Ländern zu finden sind, wenn nicht pflichteifrige Reporter sich beeilt hätten, die beiden Damen zu interviewen. Ein Redacteur des Blattes „Voltaire“, welches vor wenigen Monaten noch von Ranc, dem journalistischen Generalstabchef Gambetta's, geleitet wurde, präsentirte sich bei der Marschallin Booth, um in Erfahrung zu bringen, ob diese moderne Heilige auch zur Duellmartyrin werden wolle.

Fast gleichzeitig mit diesem originellen Damen-Duelle begannen die Duelle, welche der Verfasser der „France juive“ Edouard Drumont sich auf den Hals geladen, die Oeffentlichkeit zu beschäftigen.

Herr Drumont, ein Schriftsteller von grosser Begabung, der in seinem oben erwähnten Buche,

welches ebenso in Frankreich wie im Auslande sensationelles Aufsehen machte, gegen Juden und Protestanten eine ebenso glühende Hassessprache führt — in welcher etwa zur Zeit der Kreuzzüge Bernhard von Clairvaux oder die anderen wandernden Prediger-Mönche gegen die Sarazenen gedonnert haben mochten, — griff beinahe jeden, der im heutigen Paris einen Namen hat, in der gehässigsten Weise an. Der zweite Band dieses Pamphlets enthält so ziemlich alle Scandalaffairen, die in den letzten zehn Jahren sich abgespielt haben, den ganzen Boulevardtratsch, den man im Kaffeehause oder Club sich ins Ohr raunte, ohne die Verantwortung für das Erzählte zu übernehmen zu wagen.

Herr Drumont sammelte mit wahrem Bienenfleisse alle diese mitunter blöderfundenen Geschichten und Anecdoten, um dieselben als Evangelium in seinem famosen Buche zu predigen. So wie es sich, — ich will die jüdischen Persönlichkeiten bei Seite lassen, — um einen bekannten Protestanten oder um eine allgemein hochverehrte republikanische Persönlichkeit streng liberaler Richtung handelte, gewannen in den Augen Drumont's die Erzählungen des Kutschers oder Greisslers von der Ecke eine hoch documentarische Bedeutung. Mit diesen Behelfen ausgerüstet, begann er Zeitgeschichte zu schreiben, in souveräner Weise über hervorragende Menschen abzuurtheilen, ja

selbst Frauen, was in Frankreich eine Todsünde, in der Art aller eifernden Zeloten über die Häupter aller Welt glühende Kohlen zu sammeln.

Zwar fanden sich sehr bald hartgesottene Zweifler, welche den glühenden Glaubenseifer, das felsenfeste katholische Bewusstsein des Verfassers der „France juive“ entschieden für Talmigold erklärten und den neuen Hassesapostel, der den Brudermord in ungeschminkter Weise im Namen eines Gottes zu predigen begann, welcher die Liebe zum Nächsten als leitendes Princip an die Spitze seiner Religion gestellt, daran erinnerten, dass er jahrelang Redacteur der streng liberalen Zeitung „Liberté“ gewesen, die Eigenthum der Pereire's ist. Zwar replicirte der in der gehässigsten Weise angegriffene Albert Wolff im Pariser „Figaro“ mit authentischen Documenten, die den Nachweis in unwiderlegbarer Weise erbrachten, dass Drumont intimer Freund und Mitarbeiter eines Gesellen gewesen, der unter dem Spitznamen: „Marchall von Buci“ eine traurige Berühmtheit unter dem Kaiserreiche erlangte, Polizeispitzel und Chef-Redacteur eines von Pietri mit den Geldern der Polizeipräfectur gegründeten, angeblich republikanischen Blattes gewesen, in allen Versammlungen als Agent provocateur aufrührerische republikanische Reden gehalten und schliesslich diejenigen Tröpfe, welche durch sein Beispiel sich verleiten liessen, sofort der Polizei anzeigte.

Allein dessenungeachtet glaubten einige Personen ihrer Ehre es schuldig zu sein, von dem gewesenen Freunde und Secretär des sogenannten Marschalls von Buci, dieser verworfensten Species der ganzen „Polizei-Spitzel-Familie“ Rechenschaft mit der Waffe in der Hand zu fordern.

Den Reigen der Duellanten eröffnete Herr Charles Laurent, Chef-Redacteur des gambettistischen Blattes „Paris“, ein hervorragender und hochgeachteter Publicist, der übrigens, nebenbei bemerkt, ein Vollblutchrist ist. Dieser Zweikampf verlief ohne Zwischenfall. Herr Drumont wurde am Oberarme verwundet und war schon acht Tage später in derartigem Masse hergestellt, dass er neuerdings das Terrain betreten konnte, um mit Arthur Meyer, dem Chef-Redacteur des orleanistischen „Gaulois“ sich zu schlagen.

Arthur Meyer ist zwar jüdischer Abstammung, aber gleichzeitig der erklärte publicistische Champion der clerical-reactionär-monarchistischen Partei. Er ist der Hausjournalist der Familie Orléans und war obendrein eine persona gratissima beim verstorbenen Erzbischof von Paris Cardinal Guibert, der Meyer fast jede Woche zu Tische lud. Meyer ist in Adelskreisen überaus beliebt und gilt allgemein für eine Autorität in Eleganz, Sport etc. Drumont griff Arthur Meyer in geradezu läppischer Weise an, erinnerte ihn daran, dass sein Vater mit alten Zwickern handelte — als ob die frühere

Beschäftigung des Vaters der selbstgeschaffenen präpondirenden gesellschaftlichen Position des Sohnes irgendwie Abbruch leisten könnte — dass er selber, der Salonheld Arthur Meyer, seinerzeit ein kleiner Reporter gewesen, die Namen der bei irgend einer Festlichkeit anwesenden Persönlichkeiten auf seiner Manchette zu notiren pflegte, dass er als Reporter von so und so viel Persönlichkeiten, die er als Interviewer belästigte, zur Thüre hinausgeworfen wurde etc. etc.

Meyer liess nun Herrn Drumont fordern. Allein Meyer war nicht der Einzige, der von dem Verfasser des „France juive" blutige Rechenschaft zu fordern hatte. Eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die Drumont angegriffen, wartete nur den Ausgang dieses Zweikampfes ab — um ebenfalls dem Herrn Drumont Zeugen ins Haus zu schicken. Der Ausgang des Duelles Drumont-Meyer, welches ein Nachspiel beim Strafgerichte hatte, war nun für die oben erwähnten Persönlichkeiten bestimmend. Sie gaben in Anbetracht der nicht unerheblichen Verwundung Drumont's ihre Duellabsichten auf. Was den Verlauf des sensationellen Duelles Drumont-Meyer anbelangt, welches in ganz Europa Interesse hervorrief, so ist es ja allgemein bekannt, dass Herr Arthur Meyer mit der Linken einen Hieb des Gegners parirte oder vielmehr mit dem Zeigefinger und Daumen der Linken die Klinge des Gegners fest-

hielt — während die Rechte Herrn Drumont in der Hüftengegend eine Verwundung beibrachte. In den ersten Tagen nach dem Duelle war wohl alle Welt darüber einig, dass Herr Meyer in absolut unloyaler Weise gehandelt habe, da die Verwendung der Linken beim Duelle absolut verpönt sei. Wenige Monate vorher war diese Frage durch ein hochtragisches Ereigniss, welches in Dunkerque sich zutrug, aufgerollt worden und fast alle berufenen Stimmen verurtheilten die Anwendung der Linken. Dieses soeben erwähnte hochtragische Ereigniss war das Duell des Kaufmannes Dekeirel mit dem Lieutenant Dupuis, bei welchem Dekeirel mit der Linken die Degenspitze des Officiers festhielt und gleichzeitig mit der Rechten ihm eine lebensgefährliche Verwundung beibrachte. Dupuis starb nach zweitägigem qualvollem Leiden und Dekeirel wurde verhaftet und unter der Anklage des Mordes den Assissen vorgeführt.

In der Affaire Drumont-Meyer blieb die Staatsanwaltschaft ebenfalls nicht unthätig. Da der Zustand des Verwundeten keinerlei Gefahren für sein Leben barg, so konnte Meyer nur des versuchten Todschlages beschuldigt und zur Verantwortung vor das Zuchtpolizeigericht citirt werden. Das Urtheil dieses Gerichtshofes, welches Meyer zu 100 Fr. verurtheilt, ist zugleich eine glänzende Rehabilitirung Meyer's. In demselben wird hervorgehoben, dass Meyer in unbewusstem Zustande der Linken

sich bediente — da in Folge des Verschuldens der Zeugen dieses Duell zu einem eigentlichen Messerkampfe ausartete. Die Zeugen duldeten das „corp à corp“ und die Gegner kamen in der Folge einander so nahe, dass der Duell-Arzt vor Gericht allen Ernstes versicherte, bei ihm habe einen Augenblicke die Ueberzeugung festgestanden, die beiden Gegner hätten sich die Nasen abgebissen. Der Gerichtshof hob in den Motiven zu seinem Urtheile hervor, dass unter solchen Umständen von einem Duelle, d. h. einer durch Convention geregelten Kampfesweise nicht mehr die Rede sein kann und dass man diesen Zweikampf höchstens nur als einen Raufhandel (pugilat) auffassen könne.

Zum Schlusse will ich noch der merkwürdigen Duellaffaire Henri Rochefort's gedenken, die wohl eine Woche lang fast ausschliesslich den Gesprächsstoff des Boulevards bildete. Die „Candidatur der Protestation“ des Verurtheilten von Villefranche, Ernest Roche, hat Rochefort veranlasst, der radicalen, von Cléménceau geleiteten Partei den Krieg zu erklären und den Führer derselben, Cléménceau, in Acht und Bann zu thun, weil er es gewagt, dem Protestationscandidaten in der Person des Redacteurs des „Rappel“, Gautier, einen Mitbewerber entgegenzustellen. Unter anderen Argumenten führte auch Rochefort den Umstand ins Treffen, dass Cléménceau vollständig verjudet sei. „Ohne im Entferntesten den Ver-

fasser der „France juive“ zu billigen, muss ich hervorheben,“ meinte der Laternenmann, „dass Cléménceau in einer jüdischen Umgebung lebe, deren Mitglieder schon als Schlauköpfe auf die Welt gekommen waren etc.“ Herr Camille Dreyfus, Herausgeber und Chef-Redacteur des radicalen Abendblattes „Nation“ hob den hingeworfenen Handschuh auf und erzählte in der nächsten Nummer seines Blattes, dass er mit einem seiner Mitarbeiter gewettet hätte, der grosse Revolutionär und Freiheitsapostel Rochefort werde ihn bei der ersten politischen Schwierigkeit oder Wahldifferenz daran erinnern, dass er Jude sei und zwar deswegen, weil Rochefort eben den Juden nicht verzeihen könne, dass seine — Rochefort's — Ahnen, die Marschälle von Frankreich gewesen, diese Juden in der unmenschlichsten Weise verfolgt haben. Der Hieb sass fest und Rochefort begann unwirsch zu werden. Die Folge war eine heftige Polemik, bei der Camille Dreyfus und nicht Rochefort die Lacher auf seiner Seite hatte. Und als schliesslich Dreyfus Rochefort daran erinnerte, dass seine Zähne schon ungefährlich wären, dass von seinem Bisse Niemand mehr stürbe, denn das allgemeine Stimmrecht habe die Andern gegen dieses Gift geimpft, während es ihn, vielleicht aus Mitleid und Dank seiner — Dreyfus' und Cléménceau's — Unterstützung als „Allerletzten“ aus der Wahlurne hervorgehen liess; — da kannte Rochefort's

Zorn keine Grenzen mehr und er entsendete flugs zwei Redacteure seines Blattes, um von Dreyfus Satisfaction zu fordern. Zwischen den beiderseitigen Zeugen entstand zuerst eine Differenz, als es sich darum handelte festzustellen, wer eigentlich der beleidigte Theil sei. Die Zeugen Rochefort's proponirten Cassagnac oder einen andern Deputirten der Rechten als Schiedsrichter. Camille Dreyfus, jedoch auf seine republikanischen Ueberzeugungen sich berufend, erklärte sofort lieber nachzugeben, als einen Reactionär als Schiedsrichter zu acceptiren. Die Zeugen Rochefort's, dem also nunmehr die Wahl der Waffen zustand, stellten folgende Duellbedingungen: 25 Schritte Distanz; unbeschränkter Kugelwechsel, bis einer der beiden Duellanten in Folge eines erhaltenen Schusses kampfunfähig wird; Erlaubniss vor dem Abdrücken zu zielen. Die Zeugen Dreyfus' lehnten diese allerdings unerhört harten Bedingungen ab und zwar weil erstens Dreyfus kurzsichtig sei und auf eine Distanz von 25 Schritten weder sehen noch zielen könne, und weil andererseits ein Duell mit unbeschränktem Kugelwechsel absolut unstatthaft wäre.

Herr Dreyfus betraute zwei andere Freunde, mit den Zeugen Rochefort's zu unterhandeln und diese neuen Zeugen schlugen in der That ein Pistolenduell mit zweimaligem Kugelwechsel und Losdrücken auf Commando vor. Allein die Zeugen

Rochefort's, respective er selber, beharrten bei ihren ersten Bedingungen und so fiel Mangels an Verständigung das ganze Duellproject ins Wasser. Ich für meinen Theil habe Rochefort, der bekanntlich ein geistreicher Spassvogel ist, stark im Verdachte, in drastischer Weise den Beweis erbringen gewollt zu haben, dass die Duelle der Pariser Journalisten eigentlich nur geschickt inscenirte Veranlassungen seien, sich gegenseitig ausgiebig Reclame zu machen. So wie auch nur ein Schatten von Gefahr bei diesen Zweikämpfen vorherrscht, ist selbst die Reclamesucht ausser Stande, unsere Journalisten zum Betreten des Duellterrain zu bewegen.

Mademoiselle Schneider-Sombreuil.

Seit vorgestern beschäftigt die klatschsüchtige Boulevardwelt eine pikante Scandalaffaire, deren Held ein radicaler Volksvertreter ist, in so ausschliesslichem Masse, dass selbst die parlamentarischen Ereignisse ersten Ranges, die in dieser Woche sich abspielten, schon absolut in Vergessenheit geriethen. An einem Mittwoch abend, etwa um die achte Stunde, begann man sich auf dem breiten Boulevard Sebastopol zusammenzurotten. Der Auflauf wuchs von Minute zu Minute und die nach Hunderten zählenden Neugierigen ermangelten nicht, den frisch Hinzugekommenen die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen. Wachleute kamen und gingen, von der Hausflur des Gebäudes, vor welchem die Menschenmassen sich stauten, ertönten kreischende Schreie, Hilferufe, polterndes Fluchen und grollende Zornesworte; kurz, alles deutete darauf hin, dass sich hier ein bewegtes Strassendrama abspiele. Die Polizeimänner — 5 an der Zahl — welche in das ominöse Haus geeilt waren, hatten übrigens nicht

die Absicht, die neugierige Menge auf eine starke Geduldprobe zu stellen, denn sie erschienen schon wenige Minuten später in der Strasse, auf ihren Schultern — eine elegant gekleidete Dame tragend. Die Dame, die man auf diese sonderbare Weise transportirte, sie war nicht etwa bewusstlos oder gar leblos. O nein! Sie hatte nur zu viel Leben in sich, denn sie schlug mit den Händen wie eine Besessene um sich, versuchte die Bärte oder das Haupthaar der sie Tragenden zu erhaschen und schrie und lärmte aus allen Leibeskräften so laut, dass alle Passanten der um die Zeit überaus belebten Strasse, durch dieses Geschrei veranlasst, im Laufschritte dem Schauplatze dieses sonderbaren Ereignisses zueilten. Die Wachleute hatten alle Mühe, die scheinbar Tobsüchtige festzuhalten und wiewohl es durchwegs stramme und handfeste Gesellen waren, gelang es der Getragenen dennoch — nachdem sie mit ihren spitzen, schneeweissen Zähnen ihren zarten Händen zu Hilfe kam — den Fäusten und Armen dieser fünf Cerberusse in Uniform zu entwischen.

Nunmehr begann die Jagd, die übrigens nicht lange dauerte, denn die Dame, wohl einsehend, dass sie, was Schnelligkeit der Füsse anbelangt, mit ihren Verfolgern nicht wetteifern könne, — begnügte sich, die Strasse der Breite nach zu durchmessen und klammerte sich, auf der anderen Seite angelangt, an das eiserne Gitter der Garten-

anlage, die den Thurm St. Jaques umringt. Die 5 Gesetzeswächter rangen mit dieser zarten Vertreterin des schwachen Geschlechtes wohl eine Viertelstunde, dieselbe hatte nämlich so fest das Gitter umklammert, dass alle Bemühungen der starken Männer schier resultatlos blieben. Endlich gelang es dennoch, die nervös zusammengepressten Hände aufzumachen, die kreischende Gestalt wurde neuerdings auf die breiten Schultern geladen und man setzte sich in Bewegung, man trat den schon oben beschriebenen Marsch zum Polizei-Commissariate von neuem an. Um ganz wahrheitsgetreu zu berichten, wäre noch zu erwähnen, dass ein kleiner, hübsch gekleideter Knabe, der mit einer Hand an dem Mantel eines Wachmannes sich festhielt, weinend und lärmend dieser Cavalkade nachlief.

Die Dame, welche 5 Polizisten nur mit Mühe zu transportiren in der Lage waren, ist eine in Paris wohlbekannte Persönlichkeit — sie zählte zu den Sternen der galanten Welt, welche nach Dumas ganz mit Unrecht „Halbe Welt" benannt wird. Sie hat schon zu wiederholten Malen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und die „Chronique scandaleuse" konnte nur zu häufig von ihren verblüffenden Excentricitäten erzählen. Fräulein Marie Schneider-Sombreuil ist unstreitig eine bildschöne Frau. Die üppige, mittelgrosse Gestalt, die elegante, mit den Fingern zu umspannende Taille, die langen dichten Wellen des goldig-blon-

den Haarwuchses, die bald in langen Strängen bis zu den Knieen frei herabfallen, oder in zwei Zöpfen geflochten, der Eigenthümerin einen keuschen Ausdruck verleihen, die schwärmerischen Vergissmeinnichtaugen, die von idealer Ueberschwänglichkeit zu erzählen wissen, sowie das rosige, oval geformte Antlitz, — geben ein Gesammtbild, dem wohl nur wenige Männer zu widerstehen vermögen. Diese allgemein anerkannte, zarte Schönheit der Mademoiselle Schneider-Sombreuil ist auch in der That der einzige Entschuldigungsgrund, den der unglückliche Deputirte, dessen Name heute in aller Welt Munde ist, anrufen kann.

Fräulein Schneider ist die Zieh-Tochter eines türkischen Paschas deutscher Abstammung, der vor Jahren als ganz simpler Sattler nach Constantinopel kam. Er wurde mit der Zeit Hofsattler, heiratete eine Russin und der entzückte Sultan, dem er einen kunstvoll gearbeiteten Sattel zum Geburtstagsgeschenk verehrte, verlieh ihm den Titel eines Pascha.

Seine Tochter Marie kam vor etwa sieben Jahren als Anfängerin in der Kunst, galant zu sein, nach Paris. Ihre Lage war zwar keine glänzende, denn sie bezog ein bescheidenes Zimmer in einem Vorstadthotel, und zwar obendrein noch auf Credit. Allein der Gott, der die Franzosen schuf, sorgt schon dafür, dass schöne Frauen in Paris keinen Mangel leiden und in der That finden

wir Fräulein Marie Schneider einige Zeit nach ihrer Ankunft in Paris in einem eleganten Hotel der Elyseischen Felder installirt, wo sie die Rolle der Egeria bei dem berüchtigten Generaldirector der „Union Générale“, Feder, spielte.

Um diese Zeit, — es war im Jahre 1881, zur Zeit also, wo die Bäume der Gründer bis in den Himmel wuchsen, — lenkte Fräulein Schneider zum ersten Male die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Launisch und aufgeregt von Natur, begann sie eines Tages mit ihrem Portier zu zanken. Von Wort kam es zu Wort und schliesslich zu Thaten, d. h. Fräulein Schneider versetzte dem Portier eine Ohrfeige, die derselbe durch Misshandlungen erwiderte. Die Hilferufe der jungen Dame veranlassten Herrn Feder, in die Hausflur hinabzusteigen und in ritterlicher Weise die Vertheidigung seines Schützlings zu übernehmen. Das Facit war eine grosse Prügelei, welcher der obligate Hinauswurf des Portier folgte. Allein unser Portier citirte Herrn Feder sowie Fräulein Schneider vor die Schranken des Zuchtpolizeigerichtshofes und die „Union Générale“ musste schliesslich, damit ihr Director nicht officiell als Besieger eines wackeren Portiers proclamirt werde — eine erklekliche Summe hergeben, um den drohenden Skandalprocess aus der Welt zu schaffen.

Die Glanzperiode Bontoux und seiner Schöpfung, der „Union Générale“ war auch die Glanz-

periode des Fräulein Schneider. Bis zu jenem ominösen „schwarzen Sonntag“ fuhr sie vierspännig, liess sich von 5 bis 6 handfesten Bengeln in Livré bedienen, kurz sie lebte à la grande Dame. Mit dem Zusammensturze dieses finanziellen Kartenhauses kam auch das Ende der glänzenden Tage, die Fräulein Schneider in Paris durchlebt. Aus den Elyseischen Feldern musste sie nach Belleville in ein Dachstübchen übersiedeln und froh sein, wenn irgend ein galanter Handlungsbeflissener sie des Sonntags per Omnibus oder Bahn in die Umgebung ausführte. Einige Zeit erzählte man sich auf den Pariser Boulevards von dem Missgeschicke der schönen Schneider — und dann begann sie in Vergessenheit zu gerathen.

Doch nicht lange. Etwa ein halbes Jahr nach dem Zusammensturze der „Union Générale“ war Mademoiselle Schneider neuerdings die Heldin des Tages. Bei ihrer Ankunft in Frankreich hatte sie nämlich die Bekanntschaft eines jungen und reichen Aristokraten, eines Sprossen aus historischer Familie gemacht, dessen Name mit der Geschichte Frankreichs eng verwachsen ist.

Der junge Graf von Sombreuil soll — wie Mademoiselle versicherte — der Räuber ihrer Unschuld gewesen sein und Fräulein Schneider, auf ein angebliches Eheversprechen gestützt, legte sich den Titel Gräfin Sombreuil bei und machte dem jungen Grafen den Process auf Legitimirung ihres

Kindes. Dieser Process wurde zu Ungunsten der jungen Dame entschieden und Fräulein Schneider, nachdem sie noch vergeblich den Versuch, sich das Leben zu rauben, gemacht hatte, verschwand neuerdings von der Oberfläche. Sie ging nach Lyon, wo sie mit einem reichen Industriellen, einem Seidenfabrikanten, bald intim befreundet wurde. Diese Freundschaft sollte ein etwas geräuschvolles Ende haben.

Vor etwa zwei Jahren lief durch die Zeitungen aller Länder die Notiz, dass eine junge und reizende Dame, welche ein ältlicher Herr mit Anwendung verschiedener teuflischer Künste zu Falle gebracht, aus Verzweiflung über ihre Schande etc. den Verführer zu tödten versucht und in einem der frequentirtesten Kaffeehäuser Lyons drei Revolverschüsse auf denselben abgefeuert habe. Die Attentäterin, die verführte Unschuld, war Fräulein Schneider. — Da der Revolver nur blind geladen war — erwies sich der Zuchtpolizei-Gerichtshof milde und galant und verurtheilte Fräulein Schneider blos zu einem Monat Arrest und Landesverweisung.

Fräulein Schneider ging nach Wien. Allein in der einst lustig gewesenen Kaiserstadt an der blauen Donau geht es jetzt traurig zu und für Blüthen und Gewächse wie Fräulein Schneider gibt es in Wien keinen Platz. Fräulein Schneider kam daher — allerdings dritter Classe — nach Paris

zurück, in der Hoffnung, hier einen reichen Beschützer zu finden.

Sie sollte sich nicht täuschen. — Sehr bald machte sie die Bekanntschaft eines hochgeachteten Waarencommissionärs, der ein glänzendes Geschäft und einen schweren Beutel besitzt. Ein Jahr ungefähr lebte sie im tiefsten Frieden mit demselben und erst im December vorigen Jahres kam es zum Kriegsausbruche. Die Ursachen desselben sind uns leider unbekannt, da um diese Zeit blos die nackte Thatsache, dass in einem Kaffeehause im galanten Viertel „Europe“ ein Herr und eine Dame einige Revolverschüsse wechselten, ohne Commentar in die Oeffentlichkeit drang.

Die Wächter der Gerechtigkeit haben zwar Argusaugen, dafür hingegen scheinen sie taub zu sein. Denn in der That, die in der Nähe postirten Wachleute scheinen von den Schüssen, die übrigens nur einigen Spiegeln den Garaus machten, nichts gehört zu haben. Unser Commissionär, der um jeden Preis einen Scandal vermeiden wollte, bezahlte die mehr als unverschämte Rechnung von 5000 Francs für zerbrochene Scheiben und begann nun allen Ernstes Schritte zu thun, um in Zukunft von den Zärtlichkeiten des Fräulein Schneider verschont zu bleiben. Er begab sich auf die Polizei-Präfectur und erlangte ohne Mühe ihre Ausweisung aus Frankreich.

Fräulein Schneider, die Paris binnen 48 Stunden zu verlassen hatte, wandte sich in ihrer Betrübniss an einen ihr bekannten Advokaten mit der Bitte, sie irgend einer einflussreichen Persönlichkeit zu empfehlen. Dieser Advocat lud einen neugebackenen Volksvertreter, der durch mehrere Jahre als Staatsanwalt und General-Advocat-Substitut durch Sittenstrenge excellirte und als tadelloser Wächter der Moral gegolten haben soll, zu einer intimen Besprechung ein, stellte dem weisen und keuschen Gesetzgeber den weinenden Engel vor, der ad hoc Haltung und Miene einer büssenden Magdalena angenommen hatte und zog sich hierauf in seine Privaträume zurück.

Was nun folgte, darüber sind die Geschichtsschreiber noch uneinig. Die bei Herrn Vergoin, dem radikalen Deputirten des Departement „Oise“, ihre Informationen einholten, behaupten, dass Mademoiselle Marie Schneider dem Deputirten sich weinend zu Füssen warf, sich als unschuldiges Opfer einer teuflischen Machination des verruchten Polizei-Präfecten darstellte etc. etc. Die Anderen sceptisch angelegten, zucken die Schultern und meinen, dass, wenn Fräulein Schneider dem Volksvertreter zu Füssen fiel, derselbe sich beeilt hätte, sie schleunigst vom Boden aufzuheben, um sie in seinen Armen weich zu betten.

Wie dem auch sei, Eines steht fest, Fräulein Schneider verliess am Arme des Deputirten das

gastliche Haus des Advocaten, um mit ihrem neuen Schutzengel direct zur Polizei-Präfectur sich zu begeben, wo der Einfluss des radikalen Deputirten mächtig genug war, um die Rapportirung des Ausweisungsbefehles durchzusetzen.

Herr Vergoin ist aber leider ein Pechvogel und gehört zu jener Classe unglücklicher Menschen, in deren Händen selbst das lautere Gold in schmutzigen Koth sich zu verwandeln pflegt. So lange er als Staatsanwalt in der Provinz das Racheamt der blinden Madame Justitia ausübte, so lange hatte die Oeffentlichkeit mit ihm nichts zu schaffen. Aber kaum landete er als wohlbestallter Radikaler am Quai vor dem Palais Bourbon und schon wurde er zu einem Helden ersten Ranges der „Chronique scandaleuse“, dessen Name jedem Boulevardier gerade so wie der Name Cora Pearl oder eines internationalen Hochstaplers geläufig ist.

Er begann seine legislatorische Thätigkeit als Präsident des famosen „Cercle Artistique“, den Landau, das Opfer der „femme fatale“ Lina Munte, gründete.

Unter seiner Präsidentschaft, die übrigens nur wenige Monate dauerte, wurden in diesem Cercle einige Gentlemen dabei erwischt, wie sie durch geschickte Bewegung des Daumens und Zeigefingers der widerspenstigen Göttin Fortuna unter die Arme zu greifen versuchten. Die Sache machte grosses Aufsehen und man fand allgemein, dass

ein Deputirter eigentlich besser seine Zeit verwerthen könne und schwerlich zum Zwecke, um Falschspielern zum Aushängschild zu dienen, nach Paris entsendet werde. Vergoin gab nun seine Demission — doch nicht etwa als Deputirter, sondern als Cercle-Präsident, um seine ganze Zeit der schönen Marie Schneider zu widmen.

Sein traditionelles Pech sollte jedoch auch diese harmlose und angenehme Beschäftigung ihm verbittern. Abgesehen von den beinahe chronischen Geldnöthen dieser launischen Schönen, begann plötzlich Mademoiselle Schneider ganz unmögliche Einfälle zu haben. Sie wollte unbedingt am Arme ihres Volksvertreters die Salons der grossen Welt betreten. Insbesondere plagte sie ihren Beschützer mit dem Verlangen auf den grossen — absolut officiellen — Ball des Officierscorps, der im Hotel Continental unter dem Patronate der Gemahlin des Kriegsministers, der Madame Wilson, Adam etc. stattfand, geführt zu werden. Der Deputirte schlug dies Verlangen unwirsch ab, als er jedoch des Abends im Ballsaale erschien — da gewahrte er zu seinem Schrecken, dass Fräulein Schneider in einer bezaubernden Toilette schon seiner warte. Um einen Scandal zu vermeiden, musste er, wenn auch widerwillig, ihr den Arm reichen.

Am nächsten Tage sprach er beim Polizei-Präfecten vor, um diesen Staatsfunctionär diesmal allen Ernstes zu bitten, den in Folge seiner Inter-

vention aufgehobenen Ausweisungsbefehl sofort ausführen zu lassen. Der Präfect willigte ein und Fräulein Schneider wurde unter Escorte nach Marseille geführt, um daselbst an Bord eines nach Constantinopel abgehenden Schiffes gebracht zu werden. In Marseille machte sie nun die Bekanntschaft eines anderen, diesmal bonapartistischen Abgeordneten — dem es gelang, einen Aufschub des Ausweisungsbefehles von 4 Wochen zu erwirken. Nun wollte der Zufall, oder richtiger gesagt, das Pech unseres biederen Vergoin, dass er nach Marseille in seiner Eigenschaft als Advocat reisen musste, um bei Gericht zu plaidiren. Die erste Person, der er beim Betreten des Gerichtsaals ansichtig wurde, war Mademoiselle Schneider-Sombreuil.

Die Situation war delicat und unser Deputirte — ein geschworener Feind öffentlicher Auftritte — beeilte sich mit seiner Donna Frieden zu schliessen. Seine Bemühungen, den neuerlichen Ausweisungsbefehl aufzuheben, waren von Erfolg gekrönt und Frl. Schneider führte im Triumphe ihre beiden Volksvertreter mit Eilzugsgeschwindigkeit nach Paris zurück.

Die grossstädtische Idylle begann nun von neuem, allein sie sollte nicht von langer Dauer sein. Schon zwei Wochen später nämlich, sah sich Herr Vergoin neuerdings veranlasst, die Intervention der Polizei anzurufen. Tags darauf wurde

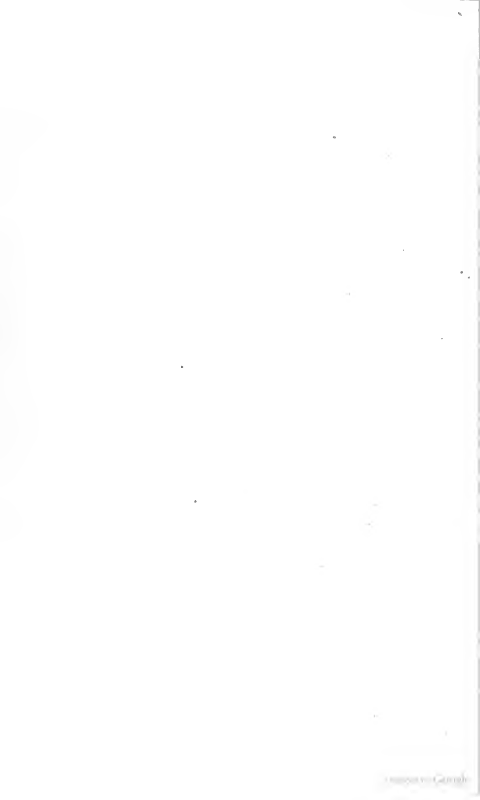
Fräulein Schneider zum vierten Male aufgefordert, binnen achtundvierzig Stunden Frankreich zu verlassen. Alle Versuche, den Deputirten in ihr Garn zurückzulocken, verblieben resultatlos und so entschloss sich denn die schöne Marie Schneider Herrn Vergoin inmitten seiner Familie aufzusuchen. Auf Befehl des Abgeordneten weigerte sich der Portier, sie in's Haus hineinzulassen. So leichten Kaufes liess sie sich jedoch nicht abweisen — sie wollte den Eintritt mit Gewalt erzwingen und begann mit dem Portier zu raufen. Sie schlug um sich, kratzte mit ihren spitzen Nägeln dem bedauernswerthen Portier beinahe die Augen aus und begann im Vereine mit ihrem Jungen zu heulen, als ob man sie bei lebendigem Leibe verbrennen wollte. Was nun folgte, haben wir eingangs beschrieben.

Fräulein Marie Schneider-Sombreuil wurde durch die Polizei bis nach Marseille gebracht und in diesem Hafen auf den ersten nach Constantinopel abgehenden Dampfer zwangsweise eingeschifft, während ihr Adonis, der galante Deputirte Vergoin — einer ganz unverbürgten Meldung gemäss — über die Zweckmässigkeit seiner Demission als Abgeordneter noch nicht ins Klare gekommen sein soll.

Seine Wähler würden ebenfalls schwerlich in ihn dringen, eine etwaige Demission zurückzuziehen.

IV. Abschnitt.

Strassenscenen und Skizzen.



Der Carneval in Paris. — Die naturalistische Quadrille.

Paris, Aschermittwoch 1886.

Heute wurde hier wie allerorten der Prinz Carneval bestattet. Allerdings geschieht diese Bestattung im modernen Paris nur in den Spalten der Zeitungen, denn schon seit Jahren ist das Autodafé in effigie des Aschermittwochs ausser Mode. Der Carneval, den man sonst am Aschermittwoch alljährlich zu bestatten pflegte, ist eben seit dem grossen Kriege, der nachfolgenden Commune, sowie des Schreckensregimentes der Kriegsgerichte wirklich todt, und alle Versuche, seine Wiederaufstehung in's Werk zu setzen, blieben erfolglos. Vor Jahren, als noch der Napoleonide in den Tuilerien das Scepter schwang, ging es in Paris während der Faschingswoche hoch her. Oeffentliche Aufzüge, glänzende Cavalcaden wurden da veranstaltet, farbenprächtige Gruppen zogen Strasse auf und Strasse ab, alle Welt war guter Laune und kreuzfidel, und selbst die ernstesten Männer verschmähten es nicht, an diesen Tagen zur falschen Nase oder zum falschen Bart zu greifen.

In der feinen Welt, in den Salons des Faubourg St. Germain, in den Regierungspalästen, in denen ein Hausmann und Morny hausten, in den glänzenden Räumen der koketten Hotels des Quartiers des Parkes von Monceau, wo neben den Grossspeculanten und Börsenpotentaten die Königinnen der Mode und Galanterie ihren Sitz aufgeschlagen hatten, herrschte ebenfalls um diese Zeit die ungebundenste Fröhlichkeit, eine Lustbarkeit, welche mitunter bis zur Excentricität sich steigerte. Fest folgte auf Fest. Hier wurden grossartige historische Abende veranstaltet, welche mit seltenem Gepränge und geradezu fabelhaftem Aufwande inscenirt wurden. Man begnügte sich nicht mehr damit, im Costüme des Mittelalters, der Renaissance oder „Rococo" zu erscheinen, Meisterstücke der Schneiderkunst, die bald das Gefieder der Vögel, die Schuppen der Fische, bald die Borsten der Vierfüssler imitirten, als Vermummung zu benützen — man ging viel weiter und fuhr gewöhnlich bei dem Gastgeber in einer Equipage — einem historisch treuen Vehikel, aus der Zeit, deren Costum der Insasse des Wagens trug — aus dem 13. oder 14. Jahrhundert vor, welche ein ganzes Tross die Tracht von Anno dazumal anhabender Diener mit brennenden Fackeln begleitete, oder liess sich in den Tragsesseln, die zu Zeiten Ludwig XIV. Mode waren, zu den glänzend erleuchteten Hotels tragen. Die Damen der hohen

Aristokratie mit der Fürstin Metternich — „Tant de chic“ benannt — und der Kaiserin Eugenie an der Spitze, gaben da gewöhnlich das Signal zu diesen Festen, und die Kaiserin selber verschmähte es nicht, von dem Incognito der Maske Gebrauch zu machen, um bald in der Verkleidung als Himmel ihre Getreuen mit einem holden Lächeln als Sonnenschein zu beglücken, oder als Bienenkönigin mit dem spitzen Stachel ihres gerühmten Witzes ihre Gegner bis auf's Blut zu verwunden.

In den öffentlichen Localen thronten und regierten andere Königinnen, die vielleicht noch glühender verehrt wurden, als die grossen Damen der feinen Gesellschaft, und deren Namen auch noch heute auf die ergrauten Pariser von Anno dazumal eine gerade magische Wirkung üben, denn sie zaubern, kaum ausgesprochen, auf die in ernste Falten gekleideten Gesichter den Schein himmlischer Verklärung. In dem glänzenden Saale der alten Oper in der Rue le Pelletier regierten da in souveräner Weise die Königinnen des Tanzes Pomaré und Bachanal — welche Eugène Sue portraitirt hat — von ihren Hofdamen, der himmlisch schönen „Frisette“, der majestätischen Mogador und der imposanten Rosa „Royon d'or“ mit dem Madonnengesichte, würdig secundirt. Bei Mabille wieder waren es die Cocotten „de grande marque“, welche den Reigen führten, Cora Pearl, von deren Memoiren in den letzten Tagen so viel

gesprochen wurde, Madame Theresa, die schöne Marguerite, die Geliebte eines Kaisers, während die „La Louve“ und die unvergessliche Mimi eines Murger im lateinischen Viertel die Jugend durch ihren Tanz in Exstase versetzten.

Im heutigen Paris ist von all' diesen Lustbarkeiten nicht die geringste Spur zu entdecken. Statt der glänzenden Cavalcaden, der farbenprächtigen Umzüge, des Fröhlichkeit ausstrahlenden Gefolges des Faschingsochsen, machen sich am Faschingsdienstag die Reclamewagen einiger hyperkluger Industrieller breit. Auf diesen Wagenungethümen aus Papier und Pappe hocken einige in zerfetzte Frauenkleider gesteckte Gesellen mit Leichenbittermienen, die unter das Publicum auf schlechtem Papier gedruckte Reclamenotizen streuen. In den Salons der feinen Welt geht es kaum lustiger zu. Die wunderschönen costümirten Feste, von denen ich soeben sprach, sind zur Mythe geworden; die „Alten“ erzählen gelegentlich den „Jungen“ von denselben etwa in derselben Weise, wie die Ammen uns in unserem Kindesalter die Schicksale tugendsamer verzauberter Prinzessinnen erzählt haben.

Diese Feste sind zur Legende längst verflossener Zeiten geworden.

Die Jugend von heute lacht nicht und tanzt auch nicht mehr. Die einen, sie tummeln sich bei den Spieltischen, die anderen, welche mit gelangweilten

Mienen, das Monocle in's Auge gezwängt, die Hände in den Taschen vergraben, den Bewegungen der wenigen tanzenden Paare theilnahmslos zuschauen, erwidern den Hausfrauen, die an solchen Abenden förmlich Gendarmendienste verüben müssen, um Tänzer zu pressen, — dass sie Schopenhauerianer geworden und jede Lustigkeit perhorresciren. In den öffentlichen Localen machen sich die verworfensten, rohesten und geradezu anekelnden Geschöpfe breit, und in dem blendend schönen Saale der grossen Oper wird während der Opernbälle die naturalistische Quadrille getanzt.

Diese „naturalistische Quadrille" ist sozusagen das Charakteristikon der diesjährigen Wintersaison. Der industrielle Erfinder der modernen Ferkelliteratur, der grosse naturalistische Prophet des republikanischen Paris, Emile Zola, ist da durch diesen naturalistischen Tanz übertrumpft und in den Schatten gestellt worden, und das Verdienst, dieses vollbracht zu haben, gebührt niemand anderem, als der Tingel-Tangel-Diva mit der Dragonerstimme, der famosen Madame Theresa, die trotz ihrer wohlgezählten 50 Jahre noch allabendlich den Sylphidengang eines jungen Mädchens nachzuahmen trachtet. Die Dame, welche eben einsah, dass ihre schon längst verblühten, wenn auch noch nicht vertrockneten Reize nicht mehr geeignet seien, das Publicum in die Hallen des ihr gehörenden Café chantant „Alcazar d'hiver"

zu locken, machte sich auf die Suche nach einer „Great Attraction“, nach irgend einer neuen Tingel-Tangel-Specialität.

„Wer sucht, der findet“, heisst es bekanntlich in der heiligen Schrift. Und da nun Madame Theresa sehr gottesfürchtig ist — böse Zungen behaupten sogar, dass diese gewesene zügellose Priesterin der freien Liebe auf ihre alten Tage eine Betschwester geworden sei — so gelang es ihr, auch die gesuchte Specialität, welche ihre Kasse füllen sollte, zu finden. Sie fand, oder richtiger gesagt, erfand die naturalistische Quadrille „Le Quadrille naturaliste“ auch „realiste“, wie es auf den Anschlagzetteln der verschiedenen Unterhaltungslocale heisst.

Es ist schwer, dem deutschen Publicum auch nur annähernd diesen neuesten Pariser Kunstgriff zu definiren und wir glauben, dass die Benennung dieses Kunstgenres mit seinem wahren und richtigen Namen selbst bei den an starken Tabak gewöhnten Parisern gewaltigen Anstoss erregen würde. Die naturalistische Quadrille, die da allabendlich in einigen Dutzend Localen getanzt wird, insbesondere aber auf der Bühne des Alcazar von neugebackenen Künstlern, welche auf die appetitlichen Zunahmen: „Grille d'Egout“, „La Goulue“, „Fricassé“, „Vol au vent“ hören, ist — um kurz und bündig zu sagen, — die reinste Apotheose der Trottoirheldinnen. Man denke sich zwei schlot-

trige, hagere Gesellen mit besonders ausgewachsenen Armen und Beinen, beide grimmig hässlich, wie etwa eine scheussliche Abart von Affen, beide so behändig wie diese Vierfüssler, in Gesellschaft zweier der Sittenpolizei wohlbekannter und nur in sehr zweifelhaftem Masse hübscher Dirnen, der famosen „Grille d'Egout“ und „La Goulue“ einen Contredanse aufführen, bei dessen Anblick selbst die Hexen vom Blocksberge vor Scham erröthen würden. Die Herren excelliren in convulsivischen Zuckungen und Gliederverrenkungen, wie wenn sie vom Veitstanz befallen wären. Clowns sind im Vergleiche mit diesen Tänzern das reinste Kinderspiel.

Und die Damen? — nun die Damen begnügen sich nicht mehr mit der Allegorie, die allerhand vermuthen lässt. Diese Damen sind ja naturalistische Tänzerinnen, die nichts, gar nichts zu verbergen haben. Mit der nacktesten Brutalität — in dem buchstäblichsten Sinne des Wortes — tanzten diese Strassenheldinnen einen Cancan, den selbst die Hallen eines Bullier noch nicht erschaut. Die bauschigen Roben hoch aufgeschürzt, das Spitzenunterkleid bis zur Höhe des Gesichtes erhoben und die Beine bis etwa zur Höhe der ersten Gallerie in die Luft werfend, tänzeln diese Künstlerinnen“ mit einem frech impertinenten Lächeln Bühne auf, Bühne ab. In Deutschland würde bei Aufführung eines ebenso obscönen, wie anwidernden Tanzes ein einziger Schrei der Ent-

rüstung sich der Brust des Auditoriums entringen — hier zollt man Beifall, klatscht wie wüthend „bravo“ und brüllt „da capo“. Die „Quadrille naturaliste“ hat Furore gemacht. Industrielle Café-Chantant-Directoren und Inhaber von Ball-Localen haben eine ganze Legion von choreographischen „Künstlern“ entdeckt, die zumeist aus der Welt der Strassendirnen und ihrer Zuhälter sich recrutiren und mit mehr oder minder affenartigen Gliederverrenkungen in einigen 20 Vergnügungslocalen allabendlich die tollsten und obscönsten Sprünge bei den Klängen Metra'scher Musik executiren.

Unter Revolutionären.

(Ein Gedenktag der Commune in Paris.)

Der 18. März ist der Jahrestag des Ausbruches der Commune und die überlebenden Anhänger der insurrectionellen Bewegung vom Jahre 1871 beeilen sich alljährlich am Wiederkehren dieses Tages, mit allem möglichem Eclat die Gedenkfeier der Schilderhebung der Pariser Autonomisten zu feiern und die aus Neu-Caledonien zurückgekehrten „Märtyrer" der socialistisch-revolutionären Bewegung im Triumphzuge die äusseren Boulevards entlang auf den Père Lachaise zu führen, wo gewöhnlich bei der sogenannten „Mauer der Föderirten", wo nach Niederwerfung der communistischen Bewegung eine ungeheure Menge von Nationalgardisten und Communards brevi manu rudelweise executirt wurden, revolutionäre Reden gehalten, Rachelieder gesungen und Verwünschungen gegen die todten Tyrannen, die da auf die Namen Thiers, Gambetta, Jules Favre etc. hören, ausgestossen werden. Diese meist grotesk zu nennenden Aufzüge, bei denen eine Unzahl

rother Fahnen, Standarten, Bannièren u. s. w. entrollt werden, boten nur so lange Interesse, als eben eine reactionär angehauchte Regierung in der Einbildung lebte, die Mission einer imaginären Gesellschaftsrettung durch schwunghaftes Handhaben von Präventivmassregeln sei die Quintessenz einer jeden guten Regierung. Man beeilte sich, die Truppen in Schlachtordnung auf allen angeblich bedrohten Punkten aufzustellen, Hunderte von Schutzleuten auf die grösseren Plätze zu dirigiren, ja sogar Artillerie in den Strassen campiren zu lassen. Die Journale kündeten schon zwei bis drei Tage vorher all' die umfassenden Massregeln der vorsorglichen Regierung an und das Facit dieser ganzen officiellen Comödie war, dass Tausende, ja Zehntausende und abermals Zehntausende von Neugierigen vom frühen Morgen ab all' diese Plätze, Avenuen und Boulevards, die zu dem Friedhofe führten, sowie den Friedhof selber zu besetzen sich beeilten, wodurch erst der ganzen Bewegung ein Stempel von Wichtigkeit aufgedrängt und der Handvoll von Professionsrevolutionären ein gewisser ernst zu nehmender Anstrich verliehen wurde.

Seitdem jedoch eine wirklich republikanische Regierung am Ruder ist, die sich wohlweislich hütet, durch Entfaltuug eines unnöthigen Sicherheitsapparates eine durch nichts gerechtfertigte Bewegung zu provociren, haben die revolutionären Promenaden derart vollständig ihren Credit ein-

gebüsst, dass die gewöhnlichen Arrangeure derselben mit der rothen Jungfrau an der Spitze, einstimmig den Beschluss fassten, in diesem Jahre vollständig von dieser Procession Abstand zu nehmen, damit die Machtlosigkeit dieser berechnet hitzköpfigen Streber, durch ein elendes Fiasco des arrangirten Aufzuges, nicht in unzweifelhafter Weise an den Tag gelegt werde.

Und so kam es, dass am Jahrestage des Ausbruches der Commune, Paris absolut dieselbe Physiognomie bot, wie an jedem andern Wochentage und wenn nicht gerade die reactionären und monarchischen Zeitungen dieses Gedenktages Erwähnung gethan und den Mittheilungen der „Führer“ eine Aufnahme in ihren Spalten gewährt hätten — so wäre dieser Tag beinahe unbemerkt vorübergegangen.

Wohl hatte der „Cri du peuple“, der Moniteur aller Streber, die durch Ausbeutung der Unerfahrenheit der unteren Schichten, zu fetten Pfründen gelangen möchten, eine Festnummer mit Illustrationen herausgegeben und die Spitze des Blattes mit einer misslungenen und verschwommenen Zeichnung geziert, welche die Vorgänge der Nacht vom 17. auf den 18. März 1871 darstellen sollte. Wir sehen da eine Reihe Linientruppen, welche die Gewehre mit dem Kolben nach oben in der rechten Hand haltend, mit der Linken mit dem Volke, unter denen es an Frauen mit Kindern

auf dem Arme nicht fehlt, fraternisiren, während der unglückliche General Lecomte, der diese Truppen-Abtheilung befehligte, im Hintergrunde hoch zu Ross aus Verzweiflung über die Meuterei seiner Untergebenen, sich die Haare ausrauft. Wohl beeilte sich Henri Rochefort in seinem „Intransigeant" einen schwungvollen Artikel auf dieselbe Commune, die ihn als Reactionär verhaften wollte, zu veröffentlichen; — allein die ernst zu nehmenden ultra-radicalen Blätter, wie z.B. die „Justice" Clémenceau's begrüssten den Gedenktag durch absolutes Schweigen. Nicht mit einer einzigen Zeile wird davon Erwähnung gethan, dass vor 15 Jahren Paris an diesem Tage sich erhoben.

In Anbetracht dieser Indifferenz, selbst der Radicalen, verliert der 18. März für den Politiker jedwedes Intersse und es kann nur Sache des Feuilletonisten und Tages-Chronisten sein, zum Zwecke der Unterhaltung oder Belehrung ein Bild der zahlreichen kleinen revolutionären Familienfeste zu entwerfen, die in den verschiedensten Winkeln von Paris gefeiert wurden Wir nehmen an, dass es im Auslande unbedingt interessiren dürfte, ein kleines Genrebild, das man wohl „Pariser Revolutionäre im Schlafrocke" betiteln könnte, mit Musse zu betrachten, welches eine Idee davon gibt, wie diese an und für sich harmlosen, durch die Uebertreibungen einer sensationssüchtigen Presse zu einer socialen Gefahr aufgebauschten Zimmer-

und Versammlungshelden sich unterhalten und Politik bei Gläserklang betreiben.

Zu diesem Zwecke zögerte ich nicht, gestern einige dieser „Gedenkfeirer“ zu besuchen und mein Diner in revolutionärer Mitte in der „Salle Favié“ in Belleville einzunehmen. Ich will nunmehr meine Erlebnisse schildern.

Zuerst begab ich mich in die „Salle Prat“, wo der grimme Alphonse Humbert einem „Ehrenpunsch“ präsidirte. Der Eintrittspreis von 75 Centimes gab jedem Theilnehmer das Recht, ein Glas nach Fusel stark riechenden warmen Wassers, das euphemistisch „Punsch“ benannt wurde, sich zu Gemüthe zu führen. Ein spärliches Auditorium drängte sich um Estrade und Rednertribüne, die mit rothen Fahnen, Inschriften, Immortellenkränzen etc. geschmückt war, während im absolut leeren Hintergrunde des mässig grossen Saales die Kellner mit gekreuzten Armen neugierig den uninteressanten Vorgängen zuschauten. Eine Reihe von Rednern, die stets dasselbe Lied mit einigen Varianten sangen, folgte mit Eilzugsgeschwindigkeit einander. Nur Herr Mesureur, der Exsyndicus des Pariser Gemeinderaths, erging sich in etwas längerer Rede über die Vorgänge des Jahres 1871, um am Schlusse uns die Versicherung zu ertheilen, dass die Commune zwar ein ausgezeichnetes Werk war, welches jedoch leider schlecht in Angriff genommen wurde.

Gegen Schluss der Versammlung rief das Erscheinen des Dichters Clovis Hugues einige Bewegung hervor. Der sympathische Sänger, der glückliche Gatte der blendendschönen „Rächerin ihrer Ehre“ zählt in allen Lagern — trotz seiner politischen Ueberspanntheit — als Freund. Die charakteristische Gestalt des Deputirten von Marseille, sein stark durchfurchtes Gesicht, die grossen glänzenden Augen, der struppige schwarze Bart und der waldähnliche Haarwuchs, welche dem südländischen Politiker und Dichter einen Ausdruck, den man sobald nicht vergisst, verleihen, sind so oft beschrieben worden, dass wir uns der Mühe, sein Porträt zu entwerfen, entziehen können. Seine idealistisch angehauchten Worte wurden von dieser Versammlung zwar kaum verstanden, dessenungeachtet aber frenetisch beklatscht.

Von der „Salle Port“ fuhr ich in die „Salle Lévis“, wo Louise Michel sprechen sollte. Hier hatte man zur Feier des Tages eine Art von Meeting-Concert arrangirt, um in melodramatischer Weise den Manen der grossen Communards zu huldigen. Als ich daselbst ankam, war „Louise“ zwar schon fort, allein ich hatte dafür das Vergnügen, einen alten Bekannten, Verse eigener Fechsung, natürlich revolutionären Inhaltes, declamiren zu hören. Dieser begeisterte Dichter und Sänger ist in seinen Mussestunden auch Rosselenker und

brüstet sich mit dem Ehrentitel eines Exkutschers des verstorbenen Victor Hugo.

Dieser Parnass und Bock-Insasse Namens „More“ ist in Paris eine bekannte Figur. Victor Hugo, der sonst selten eines Wagens sich bediente, stieg vor Jahren einmal zufällig in dessen Vehikel. Nach Beendigung der Fahrt weigerte sich der classische Rosselenker allen Ernstes, den Preis der Fahrt zu acceptiren. Brüder in Apoll' bezahlen sich ja gegenseitig nicht. — Es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst des greisen Dichters, um seinen Collegen vom Kutscherbock dazu zu bewegen, wenigstens die polizeiliche Fahrtaxe anzunehmen. Schliesslich willigte er ein, unter der Bedingung, dass Hugo seines Wagens mit Vorzug sich bediene und ihm nie ein Trinkgeld anbiete.

Der grosse Dichter, welcher an derartigen Käuzen seinen Gefallen hatte, lud nun seinen poetisirenden Automedon eines Tages zum Diner ein. Es war an seinem gewöhnlichen Empfangstage und an seiner Tafel speisten ausser Monsieur und Madame Lockroy eine ganze Reihe berühmter Schrifsteller und Dichter: der scharf anticlericale Gemeinderath Edgar Mouteil, der ewig junge und unvergänglich blonde Dichter und Wagnerprophet Catulle Mendès, der feine und geistreiche Armand Silvestre, Ernest Renan, Louis Ulbach etc. Unser Kutscher, dem der Wein zu Kopfe gestiegen war, begann nun beim Dessert, zum Entsetzen der

illustren Versammlung, aus seiner fast bodenlosen Brusttasche Manuscript auf Manuscript hervorzuziehen und seine eigenen Verse vorzudeclamiren. Hugo lachte nach Herzenslust und klatschte Beifall, während die anderen Tischgenossen zähnefletschend die Ohren sich zuzustopfen versuchten.

Von der Salle „Lévis“ fuhr ich in's eigentliche Wespennest, nach Belleville, dem classischen Boden der socialen Revolution, wo in der „Salle Favier“ der Generalstab der Socialisten, Possibilisten, Blanquisten, Anarchisten, sowie noch anderer „isten“ zu einem solennen Banquette sich Rendezvous gegeben hatte. Der grosse Saal war mit langen, zierlich und kokett gedeckten Tischen garnirt, die in parallelen Linien von der Estrade gegen den Saaleingang liefen. Auf der Estrade, knapp hinter der Rednertribüne, befand sich der Ehrentisch, den eine mit rothen Fahnen geschmückte Büste Marat's verzierte. Hinter dem Lehnstuhle des Banquet-Vorsitzenden war eine grosse Pappendeckeltafel mit der Inschrift: Ni Dieu, ni Maître — A. Blanqui gezeichnet — angebracht. Der ganze Saal war in der Art ländlicher Wirthshäuser, in dem etwa ein „Kirchweihfest“ gefeiert wird, ausgeschmückt: Rothe Fahnen, Tannenbüschel, Wappen mit revolutionären Inschriften oder Namen bekannter Revolutionäre und Socialisten. Als ich ankam, wurde zwar noch Cercle gehalten, allein die Anwesenden, deren Magen knurrte — man

denke, es war beinahe 9 Uhr — schenkten den Celebritäten keine Aufmerksamkeit. Man stampfte mit den Füssen, klimperte mit den Bestecken und begann schliesslich nach der bekannten Melodie des Lampencouplet's „La soupe, la soupe“ abzusingen.

Endlich setzte man sich zu Tische. Den Vorsitz übernahm der behäbige Gemeinderath Vaillant, vor dem alle erbgesessenen Pariser Kaufleute zittern. Herr Vaillant ist nämlich ein wüthender Apostel, der in der letzten Zeit im Gemeinderathe so beliebten Umtaufe der belebtesten Strassen. — Herr Vaillant ist eine untersetzte stämmige Gestalt. Sein aufgedunsenes röthliches Gesicht wird durch seine gewaltige carmoisinrothe Prachtnase derart beschattet, dass man von seinen Zügen nur sehr wenig zu sehen bekommt. Ihm zur Linken nahm der General „Eudes“, eine Art von anarchistischem General Bum-Bum, Platz. General Eudes ist entschieden eine komische Figur, ein kleines, untersetztes und ziemlich fettes Männchen mit einem Schmeerbauche und Kürbisskopfe, der zu der kleinen Gestalt absolut nicht passen will. Rollende Augen, winziger Haarwuchs und ein gewaltsam in ernste Falten gekleidetes Gesicht. Dazu ein enorm langer gewaltig breiter Schnurrbart, der den ganzen Mund fast vollständig bedeckt. General „Eudes“ ist auf diese martialische Manneszierde nicht wenig eingebildet, man kann

es an der imposanten Handbewegung erkennen, mit der er von Zeit zu Zeit seinen Schnurrbart zu glätten nie unterlässt. Während der Commune direct zum „General“ promovirt, ging er oft stundenlang auf den grossen Boulevards in einem geradezu possierlich zu nennenden Aufzuge spazieren, mit einem kolossalen Schleppsäbel, der ihm bis zur Brusthöhe reichte, umgürtet, um die Lenden vier bis fünf verschiedenfarbige, theils mit Gold- theils mit Silbertressen versehene Schärpen gewunden, an den Stiefeln riesige Reitersporen. Spottvögel behaupteten, dass er nur desswegen so häufig promenirte, damit seine Mitbürger seine Heldengestalt zu bewundern in der Lage seien. Neben Eudes nahm Rochefort Platz. Hierauf kam der revolutionäre Marquis „Marguerite“, das Pendant zum Anarchistenfürsten Krapotkin, Chabert, der Führer der Possibilisten und die anderen berühmten Redner der Vororteversammlungen. Zur Rechten des Präsidenten sass die schöne „Severine“, die Frau des Dr. Castelnau, der eigentliche Chefredacteur des „Cri du peuple“, welche den Gründer desselben, Jules Valès, während seiner Krankheit so aufopferungsvoll pflegte. Neben ihr sass der gewesene Finanzminister der Commune und Metallknopfarbeiter, der jetzige Pariser Deputirte Camelinat, Fortin der letzte noch lebende „Richter“ der ermordeten Geissel, des weiteren Vaughan, der hinkende Lisbonne, der Eigenthümer

der „Taverne du Bagne“ u. s. w. u. s. w. Beim Dessert erschien endlich die längst erwartete „Louise“. Ich habe Louise erst kürzlich beschrieben, es ist daher überflüssig, zur Charakterisirung dieser „grossen Bürgerin“, die man in den letzten Tagen bei ihren Propaganda-Ausflügen in die Umgebung von Paris überall mit faulen Eiern bewarf, noch etwas zu sagen. Louise hielt zwar eine zündende Ansprache, allein das Gezwungene in ihrer Haltung, die Abwesenheit des flammenden Feuers ihrer Augen, sowie die merklich zitternde Stimme, waren für mich hinreichende Anzeichen, dass auch Louise schon der Ansicht sei, die ganze revolutionäre Comödie sei nicht einmal mehr Kinder zu erschrecken geeignet. Nach einigen kurzen Ansprachen confusen Inhaltes begann man Gruppen zu bilden, Cigaretten zu rauchen und von gleichgiltigen Alltagsdingen zu plaudern. Wirklich, eine gemüthlichere revolutionäre Gedenkfeier kann man sich kaum denken.

Die Feste „du commerce et de l'industrie" und das militärische Caroussel auf dem Marsfelde.

Der besonders harte Winter, dessen Unbilden auch am Seine-Strande in sehr empfindlicher Weise verspürt worden waren, liess die wirthschaftliche Ungunst der Zeiten auf der französischen, insbesondere Pariser Bevölkerung schwerer denn je lasten. Die Klagen über schlechte Zeiten und Geschäftsstockung häuften sich von Tag zu Tag in geradezu erschreckender Weise und Viele begannen in erster Linie direkt die Regierung und die republikanische Staatsform in zweiter Linie für den herrschenden Marasmus verantwortlich zu machen.

Paris lebt von den Fremden, hiess es, und die Regierung der Republik thut absolut nichts, um in die Hauptstadt die Fremden, dieses tägliche Brod der Stadt Paris, zu locken. Die Regierung gibt keine Festlichkeiten, arrangirt keine Lustbarkeiten, schrie man von allen Seiten; Paris ist traurig, todt und deswegen fliehen die Fremden

aus seinen Mauern. Diese Klagen, welche übrigens nur sehr begründet waren, veranlassten eine Reihe bekannter Journalisten und Politiker, denen sich viele Kaufleute und Industrielle anschlossen, ein Comité in's Leben zu rufen, welches die Arrangirung grosser Feste für das laufende Frühjahr in Angriff nahm. Anfangs plante man einen historischen Festzug in den Strassen von Paris abzuhalten und diesen Strassen für diese Gelegenheit nach Thunlichkeit den Anstrich zu verleihen, den sie im Mittelalter hatten. Man wollte derart im Costüme der dargestellten Zeit die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Stadt Paris, d. h. Frankreichs, den nach Hunderttausenden zählenden Zuschauern in lebendigen Bildern vorführen. Die Ausführung dieser Idee musste jedoch aus vielen Gründen, die hier umständlich zu erörtern für den verehrten Leser ermüdend wäre, aufgegeben werden, und das Journalisten- und Stadtväter-Comité — der Gemeinderath nahm sich natürlich der Sache an — welches auf stolzen Schiffen in's Meer der Illusionen und imaginären Combinationen hinausgesegelt war, musste auf der winzigen Barke kaum über die Alltäglichkeit hervorragender Feste in's Reich der Realität zurückkehren.

Um nicht resultatlos auseinander zu gehen, veranstaltete man die Festlichkeiten, welche Mitte Mai im Tuilerien-Garten ihren Anfang nahmen und die drei Wochen hindurch, den Versprechungen des

Comités gemäss, eine Fluth von Fremden nach Paris brachten.

Diese Feste nun, haben zwar in keiner Hinsicht die stolzen Tiraden gewisser chauvinistischer Blätter auch nur im Entferntesten gerechtfertigt; denn das Hirngespinnst, das moderne Paris für einige Tage oder nur für Stunden in ein Paris des Mittelalters zu verwandeln, ist einfach undurchführbar; allein dessen ungeachtet war das, was geboten wurde, in hohem Grade ergötzend und belustigend, ja gleichzeitig sogar belehrend. Trotz schlechten Wetters und rauhen Windes strömten die Pariser in hellen Schaaren in den Tuileriengarten, in dem das erste grosse Fest zur Hebung des Handels und Verkehrs abgehalten wurde.

Da es allgemein bekannt ist, dass Franzosen überaus geschickte Arrangeure von Festlichkeiten sind und andererseits die Mittheilung, dass für dieses Fest ungefähr 250.000 Francs verausgabt wurden, ziemlich schnell sich verbreitet hatte, betrat man den, im Vorbeigehen gesagt, wundervoll decorirten Park mit hochgespannten Ansprüchen. Zur Ehre des Leiters des ganzen Unternehmens, des Directors des städtischen Bauamtes, Herrn Alphand, müssen wir sofort erwähnen, dass die gebotenen Ueberraschungen alle Welt, ohne Ausnahme, auf's Höchste entzückten.

Insbesondere war es der historische Theil der Festlichkeit, welcher das grösste und ungetheilte Interesse des Publikums wachrief. Im Centrum des Parkes wurde das alte „Hameau des Porcherons“, mit dem „Chateau des Porcherons“ mit grosser historischer Treue wieder in's Leben gerufen. „Hameau und Chateau des Porcherons“ heissen eigentlich Dorf und Schloss der Schweinehüter und diese Ausdrücke sind gewiss keineswegs geeignet bei Ausländern, die Paris nur oberflächlich kennen, irgend welche freudige Gefühle oder Erwartungen zu erwecken. Wer jedoch mit der Geschichte der Stadt Paris unter den Bourbonen eingehender sich befasst hat, der wird bei dem Worte „Hameau des Porcherons“ freudig aufspringen und ein seliges, mitunter vielleicht sarkastisches Lächeln wird seine Lippen umspielen. Dieses Wort kennzeichnet eine ganze Welt, die schon längst verschollen, bedeutet eine Epoche, in welcher die Galanterie bis zu einer Perfection ausgebildet wurde, von der selbst wir moderne Pariser, die officiellen Sodomiten und Bewohner von Gomorrha, nur eine kaum vage Ahnung haben.

Dort, wo jetzt der St. Lazarer Bahnhof steht, also im Centrum des jetzigen Paris etwa 1000 Schritte von der grossen Oper, auf den sanften Anhöhen des Quartiers der internationalen Galanterie, welches Pascha Hausmann in richtiger Vorahnung des internationalen Ursprunges der schönen Sünderinnen,

die hier ihr Hauptquartier aufschlagen sollten, „Quartier l'Europe“ taufte, gab es vor etwa 200 Jahren auch noch keine Spur von menschlichen Behausungen. Unbebaute, brachliegende Felder, mit üppig wucherndem Grase bedeckte Wiesen, hie und da kleine Gärtchen mit Landhäusern war Alles, was auf der Stätte eines der glänzendsten Stadttheile des modernen Paris vor kaum 200 Jahren zu sehen war. Die Schafhirte und Schweinehüter schlugen sehr bald hier ihr ambulantes Quartier auf und die oben erwähnten lieblichen Vierfüssler waren fast das einzige belebende Element in dieser kaum interessanten Scenerie. Mit der Zeit mochten wohl hier einige Schänken entstanden sein, in welchen die seltenen Wanderer Erfrischungen suchten oder die durstigen Hirten Eins über den Durst tranken.

Unter Ludwig XIV. kam dieser Theil der Umgebung von Paris plötzlich in Mode.

Die galanten Hofdamen und berüchtigten Marquisen aus der Zeit Ludwigs XIV. und der Regentschaft begannen plötzlich das „Hameau des Porcherons“ zu besuchen. Dieses „Hameau“ (Weiler) zählte nur Schänken, von denen zwei einen historischen Weltruf erlangten. Diese zwei Kneipen hiessen: „Chateau des Porcherons“ und „Cabaret Ramponneau“, auch „au Tambour royal“. Insbesondere die Kneipe zum „Königlichen Tambour“ von „Messire Jean Ramponneau“ gehalten,

spielte in der socialen Geschichte der Regentschaft eine grosse Rolle. Hier versammelten sich die wahren Trinker, denn nirgends gab es einen so köstlichen „petit vin clairet“ (kleiner Landwein, Naturwein) wie bei Ramponneau. Die Literaten und aufgeweckten Geister schmauchten hier ihre Pfeifen, schlürften den alten Burgunder und trieben Bierbankpolitik. In dieses „Cabaret Ramponneau“ eilten auch nur zu oft die schönen Marquisen und Gräfinnen des Hofes, als Grisetten verkleidet, um einen lustigen Menuet mitzuspringen, denn keine Capelle der Welt soll diesen Menuet in so melancholischer und gleichzeitig hinreissender Weise zu executiren gewusst haben, als die vier Musikanten des Capellmeisters „Maître Gringoire“, die in Ermanglung von Stühlen auf leeren Fässern sassen und den ganzen Tag auf ihren Geigen loskratzten. Oft kamen auch die feinen Herren und feinen Damen in grosser Galatoilette, Fürstinnen, Herzoginnen — ja sogar Könige — sie mischten sich unter das gewöhnliche Volk der Trinker und tanzten ihr Menuet mit Krethi und Plethi als Nachbar oder vis-à-vis.

Diese historische Schänke, so wie die anderen, welche um dieselbe Zeit rings um das Cabaret Ramponneau entstanden waren, grub nun Herr Alphand in geradezu meisterhafter Weise aus. Scenerie, Decoration, Beleuchtung, Bedienung — alles war echt — nicht einmal die literarisch

verewigten vier Musikanten mit ihrem Meister Gringoire fehlten. Sie sassen auf wurmstichigen Fässern und „kratzten“ wacker zu, während reizende Rococco-Marquisen in echten Costümen der damaligen Zeit am Arme galanter bepuderter Cavaliere die symetrischen und beinahe rhythmischen Evolutionen des Menuets ausführten.

Diese so allgemein bekannten Kneipen des verflossenen Jahrhunderts waren selbstverständlich der Hauptanziehungspunkt des Festes, denen jeder Besucher in erster Linie zuströmte. Anstossend an die historischen Kneipen war das Theater aus der guten alten Zeit placirt worden, nämlich das „Theatre en plain air“.

Auf dieser Bühne der früheren Jahrhunderte, die wie übrigens allgemein bekannt, herzlich primitiv war, gab es keine hinteren Prospecte und die einzige Decoration des Hintergrundes der Bühne waren dichte grüne Hecken, während stämmige schattenspendende Bäume die Rolle der Coulissen ersetzten. Die Aeste dieser Bäume dienten natürlich im Bedarfsfalle als Soffiten. Diese Bühne im „Freien“ macht unstreitig auf uns raffinirte Theatermenschen der Grossstadt einen erbärmlichen Eindruck und wiewohl wir in der Regel bei solchen Gelegenheiten über die liebe Einfalt unserer Urgrossväter uns herzlich lustig machen, so folgen wir dennoch den Vorgängen auf dieser urprimitiven Scene mit viel mehr Aufmerksamkeit, als den Fluctuationen eines

modernen Bühnenerzeugnisses auf einer — in technischer Beziehung — tadellosen Scene. Warum? Weil dieses „Theater im Freien", auch „Blumentheater" genannt, uns gar zu lebhaft an unsere Kinderjahre erinnert, an die Qualen und Kämpfe, die wir mit hartherzigen Gouvernanten oder strengen Müttern zu bestehen hatten, um den Vorstellungen wandernder Comödianten, Seiltänzer etc., die streng genommen nur ein „Theater im Freien" sind, beiwohnen zu können; — weil diese plumpe Naivität der Scene und ihrer Vorgänge, diese bemitleidenswerthe Einfalt uns Städter denn doch gar zu sehr entzückt und fesselt. Auf diesem primitiven Theater wurde in entsprechenden Intervallen den ganzen Nachmittag und Abend hindurch ein Ballet aus der Rococcozeit: „La Manuba" in geradezu vorzüglicher Weise executirt.

Abgesehen von diesen Lustbarkeiten mit historischen Reminiscenzen, gab es im Tuileriengarten in Hülle und Fülle Kurzweil hochmodernster Natur. Der ganze immense Garten war in eine echt pariserische Kirmesse verwandelt. Gaukler, Schlangenbändiger, Camelots aller Art, Thierbändiger, Feuerfresser etc. priesen in der geräuschvollsten Weise der Welt ihre Vorstellungen, respective Künste, an. An Schiessstätten, Ringelspielen, Buden, in denen man seine Kraft erproben, sich wiegen oder den Hitzegrad seines Blutes messen konnte, fehlte es ebenfalls nicht.

Um 6 Uhr Abends wurde der Park geräumt, um gegen 8 Uhr dem Publikum wieder eröffnet zu werden. Während dieser kurzen Intervalle von nur zwei Stunden, wurden in fieberhafter Hast alle Vorbereitungen zur glänzenden Illumination getroffen. In der That bot auch der à giorno beleuchtete Park einen geradezu feenhaften Anblick. Das grelle electrische Licht, sowie das anscheinend wie mit einem Trauerflor umgebene, bei weitem dunklere Gaslicht wurde vom reichlichen Laub der uralten Kastanienbäume reflectirt und gebrochen.

In den Alleen herrschte ein ganz eigenthümliches Gemisch von Helle und Dunkelheit, welches zur Träumerei direct herausforderte. Als schliesslich noch der Mond den Beleuchtungskünstlern zu Hilfe kam und über die ganze Scenerie sein mildes silbernes Licht goss — da hätte man fast schwören können, dass man sich in einem Zauberlande befinde.

Doch der Glanzpunkt aller dieser Feste war das militärische Caroussel, welches am 21. und 23. Mai auf dem Marsfelde abgehalten wurde und zu dem man aus Afrika 2 Escadronen Spahis speciell bezogen hatte. Seit dem Sturze der Napoleoniden hatte Paris ein derartiges Fest nicht gesehen, da die Republikaner eben keineswegs dem cäsarischen Spruche huldigen, dass man dem Volke blos „Brod und Spiele“ zu bieten brauche, um ihm widerstandslos die Freiheit zu rauben. Die

Ankündigung, dass ausnahmsweise in diesem Jahre ein militärisches Caroussel auf dem Marsfelde abgehalten werden würde, rief daher in Jedermann die Sehnsucht wach, diesem Feste beiwohnen zu können.

Das Marsfeld, dieser colossale, dem Trocadero-Palast gegenüberliegende Exercierplatz, auf dem im Jahre 1878 die Wunder der letzten Pariser Weltausstellung zu sehen waren, bildete daher an diesem Tagen den Wallfahrtsort, zu dem nicht nur das ganze elegante Paris des Boulogner Hölzchens und der Rennplätze, sondern auch das arbeitende und rastlos schaffende Bürgerthum in hellen Schaaren pilgerte. Als ich knapp vor Beginn des Festes, die der Presse reservirte Tribüne betrat, bot sich meinem Auge ein Bild dar, wie man es in der That nur bei ganz ausserordentlichen Gelegenheiten erblicken kann. Auf den immensen Tribünen, die zum Einsinken voll waren, eine compacte, festlich gekleidete Menschenmasse, unter der die Damenwelt unstreitig in der Majorität war. Vor uns das weite Exercierfeld mit seinem milchweissen Kiese, im Hintergrunde die gigantischen Silhouetten der massiven Bauten, welche die Ecole militaire bilden, während dazwischen eine Unzahl schwarzer Punkte, welche in geschäftiger Geschwindigkeit vor der Front dieser langen grauen Bautenmassen hin- und herschiessen, — die Rosse und Reiter, welche vor der Hand, in Anbetracht der grossen Entfer-

nung, von den Zuschauern für mässig grosse Vögel gehalten werden.

Bei Weitem interessanter als der Hintergrund dieses riesigen Gesammtbildes ist der Anblick der beiden Seitenflächen. Das ganze Marsfeld entlang, zu beiden Seiten des eigentlichen Exercierfeldes, wurden nämlich colossale Terrains dem kleinen Publikum, das blos einen Franc Entrée bezahlte, zur Verfügung gestellt. Um besser sehen zu können, brachten die Meisten Bänke, Stühle, Tische etc. mit, auf welchen Männer, Frauen und Kinder trotz Staub und Hitze, unbequem stehend, über drei Stunden ausharrten. Speculative Geschäftsleute hatten eine grosse Anzahl Leiter herbeigeschleppt, deren einzelne Sprossen gegen theueres Geld als Aussichtspunkte vermiethet wurden. Flüchtige, aus Bretter und Latten in Eile zusammengezimmerte, baufällige Tribünen waren von Menschen überfüllt, ja sogar die Bäume trugen zweifüssige lebende Früchte. Liess man das Auge seitwärts in die weite Ferne schweifen, so sah man die Dächer, Balcone und Fenster der breiten Avenuen, welche zu dem Marsfelde führen, von schaulustiger Menge buchstäblich schwarz.

Sofort nach Erscheinen des Präsidenten der Republick wurde das Zeichen zum Beginne des Caroussells gegeben, und die ungeheuere Staubwolke, die den Tribünen immer näher kam, das dumpfe Gebrause, welches die Luft erfüllte, waren

die sicheren Vorboten, dass die Escadronen im Galopp heransprengen. Bald sah man auch einzelne Helme im Sonnenscheine glitzern, die Köpfe der Pferde und Reiter wurden auch mitunter an Stellen, wo der Staub weniger dicht war, wie eine flüchtige Vision sichtbar, und schliesslich konnte man die lange glänzende Linie der galoppirenden Cavalleristen bewundern, die mit sausender Geschwindigkeit den Tribünen zuflogen, um durch mehrmaliges Senken des erhobenen Säbels das Staatsoberhaupt zu begrüssen.

Das Centrum der Cavalcade war durch 4 Escadronen Dragoner gebildet, die Flügel durch die Cavallerie-Cadettenschule von Saumur und die Militär-Akademie von St. Cyr. Hierauf nahmen die Dragoner an den Seiten der Arena Aufstellung, während die Cadetten unter Anführung des Oberstlieutenants Bellegarde ihre Evolutionen auszuführen begannen. Die verschiedenen Gangarten, das Nehmen der Hindernisse im Trab und Galopp, das Ansprengen ganzer Abtheilungen mit verhängten Zügeln — und plötzliche Stillstehen, auf Commando, das Quadrillereiten — kurz alle Spiele eines militärischen Caroussels wurden mit seltener Präcision ausgeführt. Allerdings waren zu diesen Spielen eben die besten Reiter der Cavallerieschulen commandirt worden, durchweg stramme, schlanke und schmucke Reitergestalten von seltener Behendigkeit und auserlesener Kraft.

Zum Schlusse führten die beiden Abtheilungen — Saumur und St. Cyr — eine Reiterschlacht auf. Den Säbel über dem Kopfe schwingend, sprengten die Gegner im tollsten Galopp gegeneinander an, die Reihen lockerten sich und die Reiter geriethen an einander. Man hörte ein schreckliches Geklirre der sich kreuzenden Säbel und schloss unwillkürlich die Augen. Als man dieselben wieder öffnete, galoppirten schon die beiden feindlichen Abtheilungen in entgegengesetzten Richtungen, um sich zu einem neuen Angriffe zu formiren.

Nach einer kurzen Zwischenpause ging ein „Ah" des Entzückens durch die Menge. Die so heiss und sehnsüchtig erwarteten Spahis betraten die Arena.

Die Spahis sind arabische Reiter, die zwar von französischen Officieren commandirt werden, aber keineswegs einer Disciplin, wie sie in modernen Militärstaaten geübt wird, unterworfen sind. Diese arabische Reiterei ist ein Elite - Corps, zu dem nur die Aristokratie des Wüstenvolkes, die Söhne der mächtigen Feudalherren der Sandsteppe, Zutritt haben. Jeder Reiter muss beim Einreihen in eine Spahis-Escadron sein eigenes Pferd und die Ausrüstung mitbringen. Sie werden nicht kasernirt und garnisoniren auch nicht in den Städten. Sie wohnen an der Lisière der Wüste in sogenannten Smalas — Dörfer, wie sie Nomadenvölker zu gründen pflegen —, treiben dort Land-

wirthschaft und Viehzucht, sind jedoch jederzeit bereit, unter den Befehlen der französischen Offiziere Räuber oder Rebellen bis in die entferntesten Schlupfwinkel der heissen Wüste zu verfolgen. Solch eine Smala besteht aus einem „Karavanserei“ benannten grösseren Gebäude, in welchem die Offiziere wohnen und aus einer Reihe luftiger Hütten, in denen die Spahis mit ihren Frauen und Kindern sich aufhalten. Jeder Spahi ist ein geborener Reiter, wie der Zigeuner ein geborener Musikant ist. Die Hauptforce der Spahis besteht in einem tollen Ritte, den man „Fantasia“ nennt. Sie schiessen paarweise im sausenden Galopp einher, dass es dem Zuschauer vor den Augen flimmert.

Diese „Fantasia“ ist eine Ehrenbezeugung. Knapp vor der auf diese Weise zu ehrenden Persönlichkeit werden, während des tollkühnsten Galoppes, die Büchsen abgefeuert, mit einem Aufschrei hierauf hoch in die Lüfte geworfen und mit seltener Geschicklichkeit und sicherer Hand aufgefangen. Dabei richtet sich der Spahi, der beinahe vollständig in der Mähne seines pfeilschnellen Renners verborgen war, beim Abschiessen stolz zu seiner ganzen Grösse in dem Bügel stehend auf; ein Druck mit dem Knie noch und Ross und Reiter bleiben jählings, wie wenn sie plötzlich versteinert worden wären, knapp vor dem Fremdling stehen.

Hier führten die Spahis während der Execution der „Fantasia" die wunderbarsten und verblüffendsten Reiterstückchen aus. Bald hoben sie während des wahnsinnigen Galoppes ihre absichtlich nach vorne geworfenen Gurte im Vorbeilaufen von der Erde auf, bald führten sie die schwierigsten Jongleur - Kunststücke mit ihren Karabinern aus.

Nach der „Fantasia", die einen an Delirium grenzenden Beifall hervorrief, boten uns die Spahis eine heimische Kriegsscene. Eine Proviant-Kolonne, die von einer Escadron Dragoner bedeckt war, wurde von diesen Spahis angegriffen. Während diese Kolonie im gestreckten Galopp herbeisauste, begannen zuerst einzelne Araber auf ihren schnellen Rossen, trotz des Schiessens der Dragoner, dem Konvoi sich zu nähern. Bald erschienen ganze Schwärme arabischer Reiter am Horizonte, einzeln, mit fabelhafter Geschwindigkeit im Zick-Zack herumschiessend. Die schnaubenden Rosse sah man wohl deutlich, aber die Reiter waren nicht zu sehen. Bald in der Mähne des Pferdes versteckt, bald zur Hälfte unter dem Bauche desselben verborgen, blos mit einer Hand sich am Halse festhaltend, verstehen diese Spahis mit unglaublicher Geschicklichkeit ihre Pferde zu lenken. Schliesslich in entsprechender Nähe angelangt, richten sie sich hoch auf und feuern mit sicherer Hand ihre Büchsen ab. Dieser wilde, leidenschaft-

liche und europäische Nerven erschütternde Angriff der braunen, wie Eschen schlanken Gesellen versetzte das Publikum in eine so hochgradige Aufregung, dass dem dritten Theile des Programms — verschiedene Reiter-Evolutionen der Dragoner — absolut keine Aufmerksamkeit mehr gezollt wurde.

Der Grand Prix de Paris.

Der Monat Juni hat für die Pariser Gesellschaft in der Regel eine ganz besonders wichtige Bedeutung, da in diesem Monate die Saison des Winteraufenthaltes in der Stadt officiell und definitiv geschlossen wird. Die letzten Tage vor Schluss werden noch dazu benutzt, um etwaige gesellschaftliche Schulden nach links oder rechts in aller Eile zu tilgen. Madame veranstaltet öfter als sonst Diners und Soiréen, macht des Nachmittags häufig Besuche, während sie den ganzen Vormittag mit eifrigen Verhandlungen mit den Couturières und Modistinnen verbringt. Gibt es doch so viel noch zu richten, bevor man dem staubigen Paris für mehrere Monate den Rücken kehrt, dass wir uns in der That nicht wundern dürfen, wenn die elegante Modedame während der reizendsten Monate des Jahres, die da Mai und Juni heissen, und welche, in Parenthese bemerkt, im laufenden Jahre mit dem berüchtigten November eine ganz verzweifelte Aehnlichkeit hatten, — kaum Zeit findet,

gelegentlich in's Bois zu fahren oder irgend ein Theater zu besuchen.

In der Regel wird nun das Auflösungsdecret der Pariser Wintergesellschaft in einer feierlichen Schlusssitzung, die auf dem Hippodrome von Longchamps inmitten des Boulogner-Hölzchens abgehalten wird und der die ganze „Monde", wie die „Demimonde" beiwohnt — unter der obligat gewordenen Begleitung von Pferdegetrappel und Wiehern alljährlich anfangs Juni verlesen. Die Schlusssitzung, in Sports-, sowie populären Kreisen, sonst „Grand-Prix de Paris" genannt, übt eine so ausserordentliche Anziehungskraft auf Jung und Alt aus, dass schon in den ersten Vormittagsstunden dieses wichtigen Tages Paris seine gewohnte Alltagsphysiognomie abstreift.

Der Grand-Prix ist eben trotz seines verhältnissmässig noch jungen Alters — in diesem Jahre feierte man sein dreiundzwanzigjähriges Geburtsfest — schon zu einer Art von traditioneller Promenade geworden. Ganz Paris ist an diesem Tage auf den Beinen. Ist doch dieser Tag ein officielles Modefest par excellence, an dem man die Costüme, welche man auf die sandigen Gestaden der Seebäder, in den luftigen Salons der Curorte tragen wird, zum ersten Male in die Welt einführt, um von dieser mit Bewunderung oder Missbilligung zur Kenntniss genommen zu werden. Der Grand-Prix zählt ausserdem zu den grössten Feiertagen

im Leben der unteren Classen, welche sonst um Sonntage und andere Kirchenfeiertage sich wenig zu bekümmern pflegen. An diesem Tage wird der gewohnten Tretmühle Valet gesagt, und Männlein und Weiblein ziehen gegen die saftig grünen Fluren des Boulogner-Hölzchens, um die „Gens chic“ zu sehen und zu bewundern, Bekanntschaften zu machen, Liebesintriguen zu spinnen und in den umliegenden Schänken und Cabarets, die ad hoc aufgerichtet werden, zum Ruhme des französischen Siegers zu poculiren oder bei zahllosen Bocks gegen das perfide Albion, dessen Ross die Siegespalme davongetragen, weidlich zu schelten.

Seit drei Jahren vollends hat der Grand-Prix für die unteren Classen noch bedeutend an Werth gewonnen, da das Syndicat der Pariser Presse an diesem Tage ein Volksfest zu Gunsten „der Opfer der Pflicht“ veranstaltet, welches in der hier beliebten euphemistischen Sprache „Fête des fleurs“ oder „bataille des fleurs“ benannt wurde. Um den mässigen Eintrittspreis von nur 50 Cents betritt man nach dem Rennen den abgesperrten Theil des Hölzchens und hat die erwünschte Gelegenheit einer grandiosen Kirmesse beizuwohnen, auf der für Jung und Alt allerlei Kurzweil zu finden ist.

Prachtvolles Wetter ist selbstverständlicher Weise die erste Vorbedingung eines gelungenen Grand-Prix-Rennens. Wenn am Morgen eines solchen bedeutungsvollen Tages der Himmel zu

Ehren desselben sein schillernd blaues Gewand angelegt und der ängstlich prüfende Blick der schaulustigen Pariser weit und breit keinen einzigen dunklen Punkt auf dem Horizonte entdeckt hat, beginnt in der Riesenstadt ein ganz eigenthümliches Leben zu herrschen; die Strasse und der öffentliche Platz bieten eben eine Ausnahmsphysiognomie. Schon in den ersten Vormittagsstunden sieht man ganze Karawanen kleiner Bürgersleute, die mit Kind und Kegel, mit Mundvorrath für den ganzen Tag versehen, gegen das Bois de Bologne pilgern. Was genirt den schaulustigen Pariser versengender Sonnenbrand, wenn es zu „sehen" heisst. Um der guten Plätze willen lassen sich ja die Leute stundenlang von der Sonne braten, athmen sie mit wahrer Todesverachtung den ganzen Tag hindurch Staubwolken auf Staubwolken ein. Der Anblick, den der Franc-Platz an einem von schönem Wetter begünstigten Tage des Grand-Prix etwa um die Mittagsstunde gewährt, ist ein im höchsten Grade pittoresker, und offen gestanden, wundert es uns, dass noch kein Maler sich gefunden, um dieses eigenartige Schauspiel auf Leinwand zu fixiren.

Der ganze immense Platz ist mit Menschen halb und halb gefüllt, die in kleineren und grösseren Gruppen auf dem Rasen lagern, mit Heisshunger ihr frugales Mal verzehrend. Um sich vor der Sonne theilweise zu schützen, werden die Röcke an den Stöcken befestigt und im imagi-

nären Schatten wird der Flasche lauwarmen Weines fleissig und munter zugesprochen. Dabei werden die Chancen des bevorstehenden Rennens von den Männern eifrigst discutirt, während die Frauen im Vorgefühle der Toilettenwunder, die sie zu sehen bekommen werden, schwelgen.

Der gegenüber dem ein Franc-Platz gelegene Sattelraum, die vornehme „enceinte du pesage“, welche nur kleine Millionäre, die diesen Luxus mit baaren 20 Francs bezahlen können, betreten dürfen, ist der Tummelplatz des ganzen eleganten und modernen Paris, des sogenannten „Tout Paris“.

Hier kreuzt sich die vornehme Standesdame mit ihrer natürlichen Todfeindin, der Priesterin der freien Liebe, hier ist das officielle Paris, von dem Präsidenten der Republik angefangen bis zu dem kleinsten und unbekanntesten Deputirten hinab, vollzählig versammelt. Presse, Literatur, Lebe- und Finanzwelt strömt in hellen Schaaren herbei, um mit Abenteurern aus aller Herren Länder, deren hochfahrende Adelstitel in keinem Almanach zu finden sind, die unzählige Male mit Orden, deren Provenienz Niemand kennt, decorirt wurden, kurz mit allen diesen Rittern der finanziellen Highway oder der industriellen Mausefallen, deren Namen, Herkunft, Stand und Beschäftigung unbekannt sind und die durch „Gimpelfängerei“ Millionen erworben haben, sich zu vermengen.

Diese ganze zweifelhafte Welt macht sich in

pfauenhafter Selbstgefälligkeit breit und entfaltet einen Reichthum, einen Glanz und eine Pracht, wie sie die phantasievollsten orientalischen Märchendichter kaum zu ersinnen im Stande wären. Dem prosaischen Renngeschäfte wird hier anfangs — mit Ausnahme des zahlreichen englischen Contingentes — nur sehr wenig Aufmerksamkeit gewidmet und unter dem Vorwande, die edlen Vollbluts zu lorgnettiren, ruht das bewaffnete Auge minutenlang auf einer bestgehassten Rivalin, mit der eingehenden Analyse ihrer Toilette oder ihres künstlich präparirten Teints beschäftigt.

Den drei ersten Rennen wird übrigens officiell keine Aufmerksamkeit geschenkt und im tollen Tohuwabohu, den diese Welt erzeugt, gehen Signale, Pferdegetrappel, sowie Siegesrufe beinahe vollständig verloren.

Zu Beginn des vierten Rennens, dessen Sieger den Grand Prix de Paris heimträgt, ändert sich das Schauspiel. Die Mode gebietet, dass jede ihrer Jüngerinnen irgend einem Bookmaker für das Ross ihrer Wahl einige Louis als Tribut entrichte. Die materielle Frage, die aufregende Alternative des Gewinnens oder des Verlierens bringt die unermüdlich plappernden Mündchen zum Schweigen, verscheucht alle Liebes- und Hassesgedanken aus den reizenden Köpfchen. Die Conversation verstummt, das helle Lachen verklingt und lautlose Stille lagert auf dem ungeheueren Felde. Man er-

hebt sich von den Sitzen, man beugt sich nach vorwärts; die feinbehandschuhte Hand ballt sich zur Faust, das zierliche Füsschen stampft vor Aufregung, und Kopf an Kopf gedrängt verfolgt die Menge mit einer ängstlichen Spannung, die das Herz schneller schlagen macht, die einzelnen Phasen des erbitterten Pferdekampfes, der für die Börsen der Zuschauer von capitaler Bedeutung ist.

In diesem Jahre zog den Parisern ein unbarmherziger Gott, der Jupiter Pluvius sich nennt, einen argen Strich durch die Grand-Prix-Rechnung. Zwei Tage lang regnete es in Strömen und bei Anbruch des dritten, des Grand-Prix-Tages, war der Himmel noch immer grau in grau. Allein dessen ungeachtet waren Tribünen und Sattelraum äusserst gut besucht, da in Anbetracht des oben erwähnten, fast officiellen Charakters dieses Tages kein rechter und echter Gesellschaftsmensch es wagen würde, ohne triftige Gründe eine solche schwere gesellschaftliche Unterlassungssünde, wie das Nichterscheinen beim Grand-Prix, sich zu Schulden kommen zu lassen. Selbst strömender Regen wäre in solch' einem Falle kein triftiger, sondern höchstens ein „triefender“ Grund, und keine elegante Pariserin würde sich selber so weit erniedrigen, um ihr Fernebleiben vom Grand-Prix mit schlechtem Wetter zu entschuldigen. Einfach aus Furcht für ein verweichlichtes, durch und durch schwächliches Geschöpf gehalten zu werden.

Seit einiger Zeit ist es nämlich hier unter dem schönen Geschlecht Mode geworden, dem altehrwürdigen Epitheton der Frauenwelt: „Schwaches Geschlecht“, den erbittertsten Krieg zu erklären. Die Pariserinnen gestatten es noch immer, dass man sie schön nenne, wollen aber keineswegs mehr zugeben, dass sie „schwach“ seien. Und um diese altersgraue, fest eingewurzelte irrige Annahme aus der Welt zu schaffen, beginnt man nunmehr mit einer wahren Wuth die Gewohnheiten und Alluren der Männer nachzuahmen.

Dieses Emancipationsbedürfniss begann zuerst — wie übrigens auch in Deutschland — in reizenden und uns Männer belustigenden Unarten sich zu äussern. Die Damenwelt bemächtigte sich der Cigarette und rauchte trotz sich bald einstellenden Unbehagens lustig darauf los. Heute, wo die Cigarette so zu sagen sich popularisirt hat und eine rauchende Frau kein Aufsehen mehr erregt, haben unsere Schönen schon ziemlich dem Rauchen entsagt, dafür aber zum Säbel und zur Pistole gegriffen. Es gehört hier zum besten Ton, Waffenunterricht zu nehmen, und binnen Kurzem werden wir gewiss von einer neuen Gilde, von weiblichen Fechtlehrern, zu erzählen haben.

Der Gedanke, die „Ritterlichkeit“ der Männer nachzuahmen und angethanen Schimpf oder Spott mit Blut abzuwaschen, hat in den Kreisen der eleganten Pariserinnen, die der guten Gesellschaft

angehören, sich entschieden Bahn gebrochen, und heute ist es schon ein öffentliches Geheimniss, dass eine Reihe bekannter Standesdamen täglich Fechtunterricht nimmt, und zwar in der Absicht, sofort nach erlangter Ausbildung in die Fussstapfen der modernen Pariser Walküre, Madame Astier de Valsayre, welche die hübsche Madame Booth, den Generalissimus der „Heilsarmee", zum Zweikampfe forderte, zu treten und Männern wie Frauen Secundanten — natürlich weibliche — ins Haus zu schicken.

Unter solchen Umständen wäre es geradezu lächerlich, Regenwetter als Entschuldigung ins Treffen zu führen — da ja Frauen, die vor Blut nicht zurückschrecken wollen, zum Mindesten „wasserdicht" sein müssen. Wenn das schlechte Wetter nun im Grossen und Ganzen der Frequenz nur im beschränkten Masse geschadet, so hat es allerdings dem ganzen Scenarium des „Grand-Prix" ein gründlich verändertes Aussehen verliehen. Die hellen Toiletten, die farbig schillernden Sonnenschirme, die Wolken von Tüll und Mousseline, in welche sonst die schönen Sportswomen sich zu hüllen pflegen, mussten heute dem dunkelgrauen Regenmantel den Platz räumen und statt eines buntfarbigen, glitzernden und schimmernden Bildes, wie es sonst die Strahlen der Julisonne zu malen wissen, bot sich uns eine grau in grau gehaltene Ansicht, die einer Leinwand eines modern-realisti-

schen Malers zum Verwechseln glich. Selbst der Francplatz war sehr gut besucht, wenn auch das überaus schlechte Wetter so manchen Sportjünger veranlassen mochte, in Gesellschaft seiner morganatischen Ehehälfte die gastlichen Räume irgend eines Kaffeehauses statt der Wiese zu Longchamps aufzusuchen. Die Stadt selber bot allerdings nur ihre gewöhnliche Alltags-Physiognomie der Regentage, die Strasse und der öffentliche Platz verriethen keineswegs durch ihr Aussehen, dass heute um den Grand-Prix (100.000 Francs) der Stadt Paris französische und englische Rosse kämpfen.

Allein in der Nähe der Elyséeischen Felder, in den breiten Avenuen des Bois de Boulogne, insbesondere bei den Stationen der Gürtelbahn und der Seinedampfer begegnete man compacten Menschenmassen, die eiligen Schrittes vorwärts eilten, mit dem Regenschirm, so gut es eben ging, vor dem feinen, aber ziemlich dicht herabfallenden Regen sich schützend. Alle diese Avenuen, deren Boden seit 48 Stunden strömender Regen benetzte, hatten sich in eine immense Kothlacke von lehmig gelber Farbe verwandelt, in eine Kothlacke, die jeder russischen oder polnischen Fahrstrasse gewiss zur hohen Ehre gereicht hätte.

Und am Rennplatz erst! — Dort hätte man wirklich mit Kähnen oder Gondeln viel leichter circuliren können, als in den so eleganten, dabei aber leider so porösen Erzeugnissen Pariser Be-

schuhungskünstler, deren Kunstproducte die verhängnissvolle Absicht zu documentiren schienen, den Fuss zu verlassen, um im Kothe zur ewigen Ruhe sich zu betten.

Das ominöse Viereck, in welchem die mehr als hundertköpfige moderne Rennhydra, „Bookmaker“ genannt, haust, glich einem wahren Kothmeere, welches zu betreten nur Tollkühne wagen konnten.

Bei solch' einem Grand-Prix schiessen die Bookmakers wie Pilze aus der Erde. In diesem Jahre gab es ihrer zumindest dreihundert auf dem Francplatze allein. Den Raum, der ihnen zugewiesen wird, theilt man in förmliche Gassen ein, mit Holzgerüsten als Häuser. Der Bookmaker steht auf diesem mässig hohen Gerüste mit Kreide und Schwamm bewaffnet, um sofort bei jeder Fluctuation blitzschnell die vor dem Pferdenamen angebrachte Ziffer — die „Côte“ d. h. Wettkurszettel — wegzulöschen und durch eine andere ersetzen zu können. Hinter ihm hält sich seine Frau oder Geliebte, die bei solchen Gelegenheiten Buchhalterdienste versieht und die Wetten notirt. Die Casse wird natürlich der Frau nie anvertraut, denn so ein Pariser Bookmaker der billigen Plätze muss unbedingt, was Schnelligkeit der Füsse anbelangt, mit den edlen Rennpferden concurriren können. Im kritischen Augenblicke, wenn ein Pferd, auf welches man allgemein wettete, den Sieg davon-

trägt, pflegen diese Ehrenmänner das von den Rössern schon aufgegebene Rennen wieder aufzunehmen — sie brennen ganz einfach mit der Casse durch, ihre Frau und Buchhalterin mitsammt dem Wettbuch als Pfand zurücklassend.

Gestern hatten die schnellfüssigen Bookmakers zunächst einen schlechten Tag, der Koth hing sich wie Blei an ihre beflügelten Füsse und in der That gelang es der Polizei, ausnahmsweise wenigstens drei dieser in voller Flucht befindlicher Ehrenmänner zu Stande zu bringen.

Doch soeben ertönt das bedeutungsvolle Glockenzeichen — die Kämpfer um den Grand Prix verlassen die Stallungen und alle Welt stürzt gegen die Barrièren, um in der Nähe die edlen Vierfüssler bewundern zu können. Was wir zu sehen bekommen, ist unstreitig ein hoch originelles Bild. Eine immense Reihe von Regenschirmen, links, rechts, vorne und hinten, nichts als aufgespannte Regenschirme. Die Dächer der Tribünen, die Zelte des Sattelraumes, die colossale Wagenburg des Franceplatzes — Alles mit Menschen überfüllt — mit Leibern, die keine Köpfe zu haben scheinen, denn der Regenschirm wird als Schild benützt, um das Gesicht vor Nässe zu wahren. Die Menge ist wohlgelaunt, beinahe lustig. Die Hintenstehenden, welche die Schirme am Sehen verhindern, brüllen fortwährend zwar: „Paraplui, Paraplui“, während die Vornestehenden, die Glück-

lichen, welche gute Plätze erobert haben, lachend über die Barrièren sich beugen, um besser sehen zu können — ohne übrigens im Geringsten um das Geschrei der Hintermänner sich zu kümmern. Da ertönt plötzlich in weiter Ferne Triumphgeschrei und Händeklatschen. Die kämpfenden Rosse biegen um die Ecke und Polyeucte, der französiche Renner, galoppirt an der Spitze. „Bravo, Polyeucte", vive la France" ertönt von allen Lippen und schon will man mit den gegenseitigen Beglückwünschungen beginnen, als plötzlich ein starkes anglicanisches Hipp, Hipp, Hurrah! den Enthusiasmus der Franzosen gründlicher, als der strömende Regen abkühlt.

Der englische Renner Minting, der bisher in ganz nonchalanter Weise an der Queue seiner Mitbewerber einhertrabte, hebt stolz den Kopf in die Höhe, seine Glieder dehnen und strecken sich und wie ein Wirbelwind saust er knapp vor dem Ziele an den Köpfen der schon ermattenden französischen Renner vorbei. Die Menge vernimmt murrend das Resultat des Hauptrennens — hatten doch die Meisten aus Patriotismus ihr Geld auf das französische Pferd gewagt.

Die zwei folgenden Rennen boten natürlich nur geringes Interesse und die Vorsichtigen begannen schon, sich zum Aufbruch zu rüsten. Beim „Grand Prix" ist es nämlich keine leichte Aufgabe, selbst bei schönem Wetter seinen Wagen oder

Omnibus zu finden und diesmal nun, wo man alle Kräfte aufbieten musste, um die Füsse aus der Kothmasse herauszuziehen, war das Auffinden des Wagens eine wahre Herculesleistung.

Am meisten litt wohl der Corso — die Rückkehr vom Rennen — vom schlechten Wetter, da die Majorität der eleganten Welt in geschlossenen Wagen zum Rennen gefahren war. Das sonst übliche Spazierenfahren in den Alleen des Bois de Boulogne musste diesmal unterbleiben und nur wenige Equipagen hielten es der Mühe werth, auf der Rückfahrt im Tuileriengarten einen Abstecher zu machen, wo ausnahmsweise in diesem Jahre die „Fête des fleurs“ abgehalten werden sollte. Von einem Blumenfeste war natürlich keine Spur.

Die Blumen der Todten.

Die Kenner der Verbrecher- und Gaunerwelt grosser Städte sind wohl unablässig bemüht, ein genaues Verzeichniss der Existenzmittel des grossen Trosses catilinarischer Existenzen der verschiedenen europäischen Hauptstädte anzulegen und die Publicationen hervorragender Schriftsteller, wie Romanciers haben so manche verbrecherische Erwerbsquelle an das Tageslicht gefördert, von der sorglose Hauptstädter auch nicht die geringste Ahnung hatten. — Selbst das ausgezeichnete vierbändige Werk des Academikers Maxime du Camp über die Spelunken und Verbrecher- wie Bettler-Herbergen der Seine-Metropole, in dem eine wahre Legion berufsmässig betriebener hochexotischer Erwerbsquellen nachgewiesen wird, welche die nach Hunderttausenden zählende Taugenichts-Armee von Paris ernährt, weist in dieser Hinsicht Lücken auf, deren man erst gewahr wird, wenn durch Zufall irgend eine neue bisher unbekannte Erwerbsquelle dieser Art entdeckt wird.

Eine derartige „Entdeckung“, welche gewiss nicht ermangeln wird, in den weitesten Kreisen das peinlichste Aufsehen zu erwecken, machte zufällig vor Kurzem ein flanirender Pariser, dem wir sofort das Wort ertheilen wollen, behufs Nacherzählung seiner Erlebnisse: „Vorgestern“, erzählte mir mein Gewährsmann, „ging ich vor der Kirche Notre Dame de Lorette gerade in dem Augenblicke vorüber, als ein eleganter Leichenwagen, dem zwei riesige mit Blumen buchstäblich überdeckte Chars folgten, sich in der Richtung nach dem Friedhof Montmartre in Bewegung zu setzen begann. Vor mir standen zwei zerlumpte Bettlergestalten, die mit merklichem Interesse allen Vorbereitungen folgten. Auch ich blieb stehen und zwar in ziemlicher Nähe der beiden Bettler. Unwillkürlich wurde ich da Zeuge ihrer Unterredung — einer kurzen, flüchtigen, mehr mit Geberden als Worten geführten Unterredung, die jedoch meine Neugierde in einer ganz ausserordentlichen Weise erweckte. Als schliesslich der Zug schon in Bewegung war, sagte einer der Bettler zum anderen:

„Folgen wir, hier wird ein gutes Geschäft zu machen sein.“

Diese Aeusserung steigerte meine Neugierde in ganz gewaltigem Masse und da ich gerade an diesem Vormittage Nichts zu thun hatte, beschloss ich dem Leichenwagen zu folgen, um meine beiden

Gesellen genau beobachten zu können. Auf dem Boulevard Clichy, in der nächsten Nähe des Friedhofes Montmartre nähert sich einer der beiden Gesellen einem Leichenbitter, mit dem er nur wenige flüchtige Worte, begleitet von einer entsprechenden Geberde, wechselt und die beiden Strolche folgten in anscheinend theilnahmsloser Weise dem Leichenzuge. Endlich gelangten wir auf den Friedhof. Die Ceremonie dauerte ungefähr eine halbe Stunde und nachdem dieselbe beendet war, entfernte ich mich anscheinend wie die anderen Theilnehmer. Ich verbarg mich jedoch hinter einen mässig hohen Leichenstein in einiger Entfernung von dem Grabe und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sehr bald gewahrte ich einen der beiden Bettler, nämlich denjenigen, der mit dem Leichenbitter auf der Strasse gesprochen hatte. Der Mann schien Jemanden zu erwarten. So verfloss wohl eine gute Viertelstunde und ich wollte mich schon entfernen, da das Warten mich zu langweilen begann, da gewahrte ich plötzlich den Leichenbitter, der vom Eingange her, im Laufschritt, dem frischen Grabe zueilte. Der Friedhof war absolut menschenleer. Pêle mêle durcheinander lagen die zahlreichen Blumenspenden auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel. So wie der wartende Bettler des Leichenbitters ansichtig wurde, begann auch er zu laufen — allein in der Richtung der Friedhofs-

mauer. Bei derselben angelangt, liess er einen langgezogenen schrillen Pfiff ertönen, einen jener Pfiffe, wie sie nur die Pariser Strolche mittelst der beiden in den Mund gesteckten Daumen erschallen zu lassen verstehen. Von der anderen Seite der Mauer — dort befindet sich ein grosses unbebautes Terrain — erscholl ein ähnlicher Pfiff und ich hörte deutlich einen augenscheinlich über die Mauer geworfenen Kieselstein prasselnd zu Boden fallen. Der Mann eilte zur Stelle, auf die der Stein gefallen war, legte daselbst seine Mütze nieder und kehrte sofort zum Grabe zurück. Hier hatte mittlerweile der Leichenbitter alle Bouquets aus frischen Blumen, die Kränze und Spenden aus Kunstblumen verächtlich mit dem Fusse wegstossend, bei Seite gelegt. Er begann diese Sträusse aus natürlichen Blumen dem Bettler zu reichen.

„Hier sind sechs Bouquets“, sagte der Leichenbitter.

„Nein! es sind ihrer nur fünf“, meinte der Bettler und lief ohne dem andern Zeit zur Antwort zu lassen, zur Stelle, wo seine Mütze lag. Daselbst angelangt, warf er die Blumenspenden über die Umfassungsmauer. Auf diese Weise wurden alle Bouquets über die Mauer geschafft. Die ganze Manipulation wurde mit blitzartiger Schnelligkeit durchgeführt und schon wenige Minuten nach dem Erscheinen des Leichenbitters am Friedhofe, befanden die beiden würdigen Genossen

sich auf dem Rückwege. Ich folgte ihnen in ziemlicher Nähe:

„Nicht wahr, es waren 19 Bouquets?“ frug misstrauisch der Leichenbitter.

„O nein! Du hast schlecht gezählt, es waren nur 18“, erwiderte mit grosser Bestimmtheit der Bettler.“ „Uebrigens wirst Du ja nachzählen und Dich überzeugen können.“

Mittlerweile hatten wir den Friedhof schon verlassen. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, von einem Sergeant de ville vollends schon keine Spur. Da ich nun die Leute nicht abfassen konnte, wollte ich zumindestens erfahren, in welcher Weise man diese gestohlenen Blumen verwerthet. Ich trat an sie heran:

„Für wen sind die Blumen bestimmt, die ihr soeben am Friedhof gestohlen habt?“ frug ich plötzlich den Leichenbitter.

Der Mann begann am ganzen Leibe zu zittern und unzusammenhängende Worte zu stottern, während unter den buschigen Brauen seines Begleiters, der zerlumpten bassermanischen Gestalt, ein drohender mir zugedachter Blitz hervorzuckte.

„Fürchtet nichts,“ fügte ich hinzu, „ich werde euch nicht anzeigen, aber wissen möchte ich, was mit diesen Blumen geschehen wird?“

„Ja, diese Blumen — diese Blumen“ — meinte zögernd, den Mund zu einem anwidernden Grinsen verziehend, der Bettler, „diese Blumen

verkaufen wir des Abends in den Kaffeehäusern und Brasserien."

„Wie viel verdient man bei diesem Geschäfte?"

„Wir bezahlen," lautete die Antwort, „dem Leichenbitter 5 Sous für den Strauss und verkaufen denselben für 2 bis 3 Franken, je nachdem es geht."

„Wo werden diese Blumen verkauft?"

„Wir verkaufen die unsrigen," meinte der Strolch, in den Café's des Faubourg Montmartre, unsere Collegen verkaufen die Bouquets, die sie sich verschaffen, theils im Quartier Latin, auf dem grossen Boulevard oder in den Nacht-Café's in der Nähe der grossen Oper."

„Nun wusste ich genug. Schon öfters war es mir aufgefallen, dass Nachts in Kaffeehäusern riesige Bouquets, die im Blumenladen gewiss mehr als 20 Francs gekostet hätten, um den Spottpreis von 2 bis 3 Francs von zerlumpten Gestalten feilgeboten wurden. Oefters frug ich wohl diese unheimlichen Gestalten, wieso sie zu solchen Spottpreisen die Blumen verkaufen könnten? Ich erhielt stets zur Antwort, dass diese Bouquets vom Theaterpersonale derjenigen Bühnen, wo des Abends Blumen zur Verwendung gelangten, um wahre Spottpreise nach der Vorstellung an Camelots (Marktschreier) verkauft werden. Ich wollte nie an diese Mähre glauben und heute seh' ich ein, dass

ich Recht hatte, denn diese Blumen, welche man allabendlich auf den Pariser Boulevards feilbietet und welche Fremde mit Vorliebe — der Billigkeit wegen — kaufen, sind den Todten gestohlen worden — es sind die „Blumen der Todten.“

Idylle und Cancan.

Bilder aus der Umgebung von Paris.

I.

An den Ufern der Seine.

Es ist wohl bei uns Deutschen eine althergebrachte Sitte, dass jeder, der wenigstens 24 Stunden in der französischen Hauptstadt zugebracht, sich verpflichtet und berechtigt fühlt, seine Ansicht und Meinung über das Seine-Babel abzugeben und, sei es auf mechanischem Wege durch Druck oder auf mündlichem durch Tradition, dieser Ansicht die weiteste Verbreitung zu verschaffen sucht. An Urtheilen über Paris, an Schilderungen und Skizzen seines weltstädtischen Strassenlebens haben wir also nur Ueberfluss, dafür aber einen umso grösseren Mangel an Schilderungen aus der reizenden Umgebung von Paris, wo in den Sommermonaten das eigentliche Pariser Leben sich concentrirt.

Die meisten Ortschaften im Umkreise der Forts und Aussenwerke dieser Riesenfestung, in

denen die Pariser in toller Lustigkeit ihre Sonntage zubringen, sind dem deutschen Leser kaum dem Namen nach bekannt, wiewohl das ganz eigenartige Bild, welches sich in diesen Ortschaften vor dem Auge des Fremden entrollt, derart originell ist, dass es für Jahre dem Gedächtnisse eingeprägt bleibt.

Paris ist eben die Stadt der frappirendsten Contraste, die Stätte, auf der die heterogensten Elemente sich täglich mit den Ellenbogen anstossen, trotzdem die Welten, denen sie angehören, durch unüberbrückbare Klüfte geschieden sind. Wiewohl dieses Seine-Babel in der ganzen Welt als die frivolste und in puncto Sittenstrenge leichtfertigste Stadt verrufen und verschrieen ist, steht es dennoch fest, dass die hiesige Gesellschaft, d. h. die „Monde", Frauen gegenüber eine der exclusivsten ist und in der That bleiben, abgesehen von den Künstlerinnen, die Thüren aller Salons und gesellschaftlichen Cirkeln denjenigen Damen, von deren galanten Abenteuern die Fama zu erzählen wusste, auch für den Fall verschlossen, wenn dieselben in legalster Weise den Namen hochgeachteter Männer tragen. So exclusiv ist man aber nur in der Stadt, wo man die „Dehors" zu wahren hat. Kaum beginnt jedoch die goldene Sonne in diesem bekannten Monate, in dem alle Knospen springen, warme oder versengende Strahlen auf Paris herabzusenden, so beginnt man auch

schon in die umliegenden kleinen Ortschaften, die Villeggiaturen par excellence, auszuwandern, wo man gewöhnlich bis Mitte Juli verbleibt. Vor dem Grand Prix-Rennen, das in der ersten Hälfte des Monates Juni stattfindet, die Stadt oder ihre Umgebung zu verlassen, ist nach dem Gewohnheitsrechte der Pariser Gesellschaft absolut unzulässig, ebenso unzulässig ist es, vor Ende Juli ein Seebad aufzusuchen. Man verbringt daher diese $1\frac{1}{2}$ oder 2 Monate in den Sommerfrischen, die wie ein Kranz die Stadt umringen.

Je zimperlicher und exclusiver man in der Stadt gewesen, desto ungebundener und ausgelassener wird man in der Regel auf dem Lande. Hier lebt man sans gêne und gestattet sich den Luxus Dinge zu treiben, deren Nennung allein im Wintersalon schon verpönt wäre.

Unter der Herrschaft dieser soeben erwähnten actuellen Mode hat sich nun in den letzten Jahren in allen diesen Sommerfrischen und Villeggiaturen an der schmutzig-grauen Seine oder grasgrünen Marne eine Art von Pariser Sommerleben herausgebildet, welches nach meiner unmassgeblichen Anschauung am besten mit den Worten: „Idylle und Cancan“ gekennzeichnet werden kann. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in diesen wunderschönen Villeggiaturen dem klassischen Virgilius und modern-naturalistischen Zola, die nicht nur als friedfertige Nachbarn in bester Eintracht

nebeneinander leben, sondern sogar — und sehr häufig obendrein — sich gegenseitig Besuche abstatten. Man ist eben auf dem Lande! und dort ist, wie schon erwähnt, so Manches erlaubt, was in der Stadt mit den schwersten gesellschaftlichen Strafen, dem gesellschaftlichen Banne, Interdicte etc. bestraft wird.

Hier lautet die Parole ganz wie in Madame Angot: „Ungenieret, ungezieret....“ Wollen Sie einen Beweis für diese Behauptung? — so entfliehen Sie mit mir freundlichst an einem heissen Donnerstag auf den Flügeln der Westbahn nach dem binnen 25 Minuten zu erreichenden lieblichen Landsitz Chatou an der Seine. Schon das Treiben auf dem Bahnhofe — vorausgesetzt, dass man einen jener Abendschnellzüge, die nach Schluss der Bureaux, Redactionen und grossen Geschäfte abgehen, um knapp vor der Dinerstunde den hungerigen und mit Makadamstaub angefüllten Pariser in sein Sommerheim zu bringen — ist höchst interessant, vornehm und belebt. Gut situirte Schriftsteller, Finanzmatadore, reiche Kaufherren sind es, die mit Vorliebe ihre Villeggiatur in diesem lieblichen und gleichzeitig elegantesten Orte geniessen. Die höchst chic gekleideten Ehefrauen, die puppenartig geputzten Kinder — mitunter auch eine sehr verführerisch ausstaffirte Dame aus einer anderen Sphäre — warten an dem braunangestrichenen Bahngitter. Equipagen mit kostbarer Be-

spannung, leichte Tilburys, Boggeys oder von zarter Damenhand geleitete amerikanische Karren, mit einem blanken, niedlichen, sauberen, salonfähigen Ponny als Bespannung, harren ihrer Eigenthümer, wenn das Schloss oder die Villa sich nicht unmittelbar am Bahnhofe befindet. Der Erwartete umarmt zärtlich Gattin oder Geliebte, springt mit einem freudigen Aufschrei in das leichte Gefährt, um, in seinem Heim angelangt, es sich bequem zu machen. Der schwarze Gehrock wird mit einer Flanelljacke schnell vertauscht, die Lackschuhe müssen den höchst comoden „bains de mer“-Schuhen aus Segeltuch — weichen, Kragen und Cravatte erhalten Abschied und mit einer Behaglichkeit, von der die Aermsten, welche in der Stadt weiter sieden und braten müssen, sich keine Vorstellung machen, wird unter den Akazien oder Linden des Gartens der erste Löffel Suppe oder der erste Tropfen Bordeaux geschlürft, während muntere Singvögel in der Laube zwitschern. — Das ist Idylle.

Aber im benachbarten Restaurant der „Mutter“ Fournaise, am Eingange der Insel Croissy, zeigt sich bereits die Grenzmarke zwischen Virgilius und Zola. Das Etablissement der „Mutter“ Fournaise hat nun auch in den letzten Jahren den Verfeinerungsprocess durchgemacht, der in dem Zuge des dem Luxus nachgehenden Ende dieses Jahrhunderts liegt. Vor 20 Jahren war die „Bude“

der Mutter Fournaise eine grosse ländlich erbaute und ländlich eingerichtete Hütte, so anspruchslos, dass auf dem Schilde nicht einmal ein „Restaurateur“, sondern nur ein „Pecheur“ (Fischer) empfohlen wurde, der gelegentlich mit selbstgefangenen Backfischen aufzuwarten vermochte. Nur die Zeiten haben sich geändert, die Mutter Fournaise schaltet und waltet nach wie vor mit vorgebundener Kattunschürze und mit der „guten“ Haube als Coiffüre; aber die Bauernhütte ist niedergerissen worden und an derselben Stelle erhebt sich ein casinoähnliches Hotel mit einer offenen Terrasse, auf der sehr appetitlich gedeckte kleine Tische aufgestellt sind. Am Donnerstag tafeln hier in der Regel die prickelndsten Schauspielerinnen und Tänzerinnen der kleinen Theater. Diese Damen verwenden dieselbe Kunst auf die Zusammensetzung ihres zwanglosen ländlichen Negligés wie auf jene Toiletten, welche im Winter den begeisterten Recensenten zu vielen Spalten inspiriren und in den Berichten über Premièren ebenso ausführlich und gründlich besprochen werden, wie die mühsam ersonnene Fabel des Stückes oder die Schwächen und Vorzüge der dramatischen Mache.

Das blaurothe oder hellrothe Peignoir mit den ausgeschnittenen Schuhen und den mit aller erforderlichen Coketterie zur Schau getragenen Seidenstrümpfen ist auch auf Effect berechnet und hat den, seit der Enthüllung über das schwarze Register

so berüchtigt gewordenen Couturier ebensoviel Kopfzerbrechen gekostet, wie der Trägerin dieser Bekleidungswerke das Einstudieren ihrer Glanzrollen. Zu einer solchen Toilette passt kein Hut — oder er ist noch nicht erfunden worden. Das Haar muss sich in seiner ganzen natürlichen oder künstlichen Ueppigkeit producieren, stets in einer Art, als wäre die suburbane Venus dem nahen Wasser soeben entstiegen. Es wird da „entre camerades" dinirt. Verfasser kurzgeschürzter Vaudevilles, Dichter von Palais Royal-Possen, Schauspieler, über die wir uns im Sperrsitz so häufig vor Lachen wälzen müssen, spielen da die Cavaliere. Die Gesellschaft ist überaus zahlreich und trotzdem die versengende Glut des Sommergottes, sowie die herrschende Theater-Sommermode fast alle grossen Gestirne dieses Himmels in die Curorte getrieben, finden wir eine stattliche Anzahl kleiner „Berühmtheiten," die ebenso durch ihr Aeusseres, wie durch die Schicksale, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Allein nicht ausschliesslich Künstler sind bei Mutter Fournaise anzutreffen, auch junge Geschäftsleute, Beamte, Handlungsbeflissene, die unter dem Kunstausdrucke „Calicot" bekannten Ellenritter, kehren besonders am Sonntag gerne ein. Diese Herrschaften huldigen meistens der neuesten aus England herübergeholten Mode, sie erscheinen auf dem Lande in einer Kleidung, die — vom Gurt abwärts — an

die Rococco-Periode mahnt; in anschliessenden Kniehöschen und hohen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. So erheischt es der moderne Chic zum Vortheile Jener, welche von der wunderspendenden Mutter Natur günstig bedacht wurden. Die stiefmütterlich Behandelten mögen zu Wollgarnituren Zuflucht oder mit den alltäglichen Pantalons vorlieb nehmen.

Am Donnerstag Abend, von zehn Uhr bis nach Mitternacht, mengen sich die Villenbesitzer von Chaton und der umliegenden Orte Brugival und Rueil mit den theatralischen Stammgästen der Mutter Fournaise und einer gehörigen Anzahl zugereister Pariser und Pariserinnen verschiedener Qualität zu hochanimirten Tänzen auf der „Grenouillière“ alias Frosch-Insel, jene sprungfähigen Morastbewohner, welche der englischen Fama zufolge den Franzosen ein Leibgericht sind, quaken dabei unaufhörlich. Am Tage ist die Grenouillière eine Badeanstalt für beide Geschlechter. Herren und Damen dürfen da in adamitischem Costüm, welches durch die Schwimmhose sittlich gemildert aber plastisch verschärft wird, gemeinsam plätschern. Das Floss, auf dem sich die Badenixen befinden, verwandelt sich am Donnerstag und Sonntag Abend in eine schwankende, von venetianischen Farbenlämpchen und papiernen Lampions beleuchteten Ballsaal, wo die legitime Angetraute mit der Theaterdame oder — einem ärgeren vis-à-vis Contre tanzt, oder an dem-

selben Tische Erfrischungen einnimmt. Man ist ja à la campagne! Ausserdem ist auch die anständigste Pariserin neugierig genug, um sich „diese Demoisellen“ ein wenig in der Nähe zu besehen und vielleicht die Kniffe — honoris causa — abzulauschen, welche den Gemahl mitunter über Gebühr und zur unrechten Zeit fesseln.

Auch fremdländische Ehegatten, namentlich Deutsche, die alles Pariserhafte goutiren und nachäffen wollen, haben ihre Ehehälften zu den ungestümen, von Champagner und kaltem Punsch belebten Grenouillère-Donnerstagen geführt, aber gleich nach der ersten Quadrille ergriff die angeborene Pruderie das Hasenpanier, und — benützte den letzten nach Paris abgehenden Eisenbahnzug.

II.

Am Marnestrande.

Jedem in den Sommermonaten nach Paris kommenden Fremden, der die Eigenthümlichkeiten dieser Riesenstadt genau kennen lernen möchte und der für das Getriebe und Gewoge einer lustigen, gut gelaunten, dabei aber ungeduldig geschäftigen und hastig drängenden Menge Sinn hat, würde ich rathen, an einem schönen Sonntags-Nachmittage einige Zeit in einer der vielen riesigen Bahnhofshallen zuzubringen, in denen das Volk der „Sonntagsausflügler" den Abgang der Züge zu erwarten pflegt. Der kleine Bürgersmann, der an die Scholle gekettete Beamte, der Börsianer, der Kaufmann, wie der Arbeiter — kurz alle diese Bedauernswerthen, denen ihre tägliche Beschäftigung oder die Erwerbsverhältnisse es nicht gestatten, während der heissen Sommermonate eine Landwohnung zu beziehen, kennen nur ein Vergnügen, nur eine Sehnsucht! Des Sonntags im

kühlen Schatten breitästiger Bäume zu lustwandeln, im saftig grünen Grase sich zu wälzen und in vollen Zügen die köstlich reine, ozongeschwängerte Luft einzuathmen. Wer nie unter den versengenden Strahlen einer Pariser Juni- oder Julisonne Asphaltpflaster getreten, wer den brennenden Schmerz nicht kennt, den man in den Sohlen beim eiligen Dahinschreiten über die schwarze, klebrige und im Sommer beinahe flüssige Masse verspürt, in die der Schuh genau unterscheidbare Abdrücke presst, wessen Auge nie die schmutziggraue Farbe der Platanen- und Kastanienblätter der Boulevards geschaut, denen eine dicke Schicht Macadamstaubes die Naturfarbe geraubt, — der wird wohl schwerlich das Wonnegefühl nachempfinden, welches in der Brust des Weltstädters das einzige Wörtchen „Land“ wachruft. Wie wird da in den kleinen Haushaltungen die ganze Woche hindurch gespart; mit welcher Selbstverleugnung verringert der Mann die tägliche Ration seiner Pfeife, reducirt er die Anzahl der „Bocks“, die sich zu Gemüthe zu führen der Durst ihn sonst zwingt, um nur einige Francs an dem ordentlichen Wochenbudget abzusparen — die dann des Sonntags die Kosten der Landpartie decken sollen.

In den dicht bevölkerten Stadttheilen, welche das eigentliche Pariser Volk bewohnt, beginnt da schon in den ersten Morgenstunden eines jeden Sonntags, ein überaus emsiges Treiben, welches

in den Nachmittagsstunden den Charakter einer regelrechten Völkerwanderung annimmt. Mit Kind und Kegel, das kalte Diner sorgsam in Papier gewickelt unter dem Arme tragend, mitunter, wenn die Familie zahlreicher ist, mit grossen Proviantkörben beladen, ziehen sie in hellen Scharen durch die eleganten Strassen der Stadttheile à la mode; an den sorgsam verschlossenen, durch Holzläden vor den Sonnenstrahlen geschützten Fenstern der Hotels und Paläste der Reichen vorbei, welche schon längst dem Pariser Dunstkreis den Rücken gekehrt. Sie pilgern den Bahnhöfen, der Gürtel- und den Localbahnen zu. Der Hauptstrom der Ausflügler ergiesst sich in die immense Halle des St. Lazarer-Bahnhofes, wiewohl die Ortschaften, welche die Localzüge der Westbahn berühren, keineswegs zu den schönsten der Pariser Umgebung zählen. Allein dieser Bahnhof ist im Centrum der Stadt gelegen und vom nahen Opernplatz kann man mit den billigen Omnibussen bis in die entferntesten Winkel der Riesenstadt selbst noch nach Mitternacht gelangen. Die Bewohner des industriellsten Theiles von Paris, des sogenannten Marais-Quartiers, wo früher der „Temple", der Kerker Ludwig XVI., sich befand, die Arbeiterbevölkerung des St. Antoine- und Bastillenviertels, sowie alle diejenigen Pariser, welche gegebenen Falles die Rückkehr vom Bahnhofe mittels Droschke sich gönnen dürfen, ziehen in der Regel die an

der Marne gelegenen Ortschaften vor, welche eine Secundärlinie der Ostbahn berührt. Der riesige Bastillenplatz, wo der Bahnhof der „Ligne de Vincennes“ gelegen ist, wimmelt buchstäblich von Menschen, die eiligen Schrittes das kleine Stationsgebäude zu gewinnen trachten; allein die compacte Masse, die jeden Augenblick den Omnibussen und Tramways entströmt, macht ein schnelles Fortkommen zur puren Unmöglichkeit. In der Halle selber, in welcher stundenlang ein nicht zu schilderndes Gedränge herrscht, sind nicht weniger wie 24 Billetschalter aufgestellt, die beständig von einer lebenden Mauer umgeben sind. Die Halle gewährt einen hoch pittoresken Anblick und eignet sich wie selten ein Ort zum Studium des wahren Volkscharakters.

Während der Mann im dichten Gedränge am Billetschalter „Queu“ macht, geduldig des Augenblickes harrend, wo die Reisefahrkarten zu lösen an ihn die Reihe kommen wird, machen die Damen auf den mitgebrachten Feldsesseln es sich bequem, mustern die Proviantvorräthe, oder versuchen die in Unordnung gerathene Toilette ihrer hoffnungsvollen Sprösslinge, welche der Gedanke, im Freien nach Herzenslust herumtoben zu dürfen, ausser Rand und Band gebracht, wieder in Ordnung zu bringen. Die meisten Pariser, welche des Sonntags auf's Land gehen, lassen ihre elegante Kleidung, welche sie sonst in der Stadt tragen, im Kasten

daheim zurück. Den Kopf bedeckt statt des sonst obligaten Cylinderhutes, ein breitkrämpiger Yokohama für wenige Sou, während ein leichtes, zerknittertes Sacco aus Leinwand oder Flanell die Stelle der anliegenden „Redingote“ einnimmt. Die Einen betreten die Halle mit riesigen Stöcken, wahre Stangen, an denen, einmal am Ufer der Marne angelangt, die Angel befestigt wird, während die Anderen in sogenannten Canotier-Costumen auf's Land gehen.

An schönen Sonntagen ist der Fahrplan natürlich ausser Kraft gesetzt und statt jede Viertelstunde, wie an Wochentagen, geht da jede 5 Minuten ein schier unendlicher, aus einigen zwanzig oder dreissig Waggons gebildeter Zug ab. Diese Waggons sind womöglich noch unbequemer, als die anderen französischen Eisenbahnwaggons, welche an Uncommodität alles sonst in Europa Existirende tief in den Schatten stellen. Um mehr Publikum befördern zu können, wurden die Waggons in zwei Hälften getheilt und so kommt es, dass ein gross gewachsener Mann ebenso unten in den gedeckten Coupés, wie oben auf den sogenannten Imperiales nur gebückt sitzen kann. Wenn man bedenkt, dass diese Linie an den beiden Pfingstfeiertagen, welche keines besonders schönen Wetters in diesem Jahre sich zu erfreuen hatten, beinahe 100,000 Personen beförderte, kann man sich eine Idee von dem Gewühle machen,

welches an schönen Sonntagen in den Ortschaften Nogent sur Marne, Joinville-le-Pont, Parc St. Maur, Champigny etc. herrscht, denen allerdings, was reizende Lage und Naturschönheit anbelangt, von allen Pariser Villeggiaturen die Siegespalme gebührt.

Bis Noget ist die Reise — welche übrigens nur 25 Minuten dauert — monoton, ja unbequem, da der Zug unzählige lange Tunnels passiren muss. Aber kaum hat man die Station Nogent verlassen, so entrollt sich vor dem entzückten Auge ein wunderbares Panorama. Rechts das bis an die Mauern von Paris reichende Vincenner Hölzchen mit seinem dunklen Grün, links die sanft fliessende Marne mit ihren Inseln. In der blauen Ferne schliesst eine Kette kleiner Hügel überaus stimmungsvoll den Horizont ab, während vor uns das Amphitheater von Nogent und Joinville-le-Pont erscheint. Man denke sich eine mässig hohe, ziemlich breite, bewaldete Anhöhe, welche terrassenförmig gegen den Fluss verläuft. Aus dem Grün, das in allen Nuancen schillert, gucken wie neugierig, rothe Dächer in die Lüfte, welche stellenweise von stämmigen Baumriesen ganz dem Auge entzogen werden. Die zierlichen, weiss angestrichenen Häuser und Villen, zu denen diese rothen Dächer gehören, bilden mit ihrer grünen Umhüllung und Umgebung einen reizenden Contrast, der Auge wie Herz entzückt.

Lenkt man beim Verlassen des Bahnhofes seine Schritte dem Vincenner Gehölze zu, so befindet man sich im ureigensten Lande der Idylle. Hier lagern gruppenweise oder paarweise die Ausflügler im dichtesten Grase, von dem dunklen Laube der Bäume vor den Strahlen der Sonne geschützt. Die Buben spielen Ball; die Mädchen springen über Schnüre, durch Reife hindurch; bilden Rondeaux um irgend ein in der Mitte befindliches Aschenbrödel zu besingen, während die jungen Damen, die „Mesdemoiselles“ mit Reifenwerfen oder anderen Gesellschaftsspielen sich die Zeit vertreiben.

Entlang dem Ufer der Marne bietet sich ein ganz anderes, höchst eigenartiges Schauspiel unserem Auge dar. Dieses Ufer von Noget bis Joinville-le-Pont und St. Maur bietet uns beinahe den Charakter eines Seegestades, einer veritablen „Plage“. Die Marne ist von Kähnen und Booten bedeckt, Dampfer, welche kaum 10 Personen fassen können, wechseln mit englischen Vierriemern, Seelentränkern, breiten, vorne zugespitzten Kähnen, welche man hier „Norvegiennes“ nennt, ab. Am Ufer eine gut gelaunte, fröhlich lachende und zu Ulk aufgelegte promenirende Menge, die bald die ungeschickten Sonntags-Ruderer verspottet oder den zusammengekauert stundenlang am Ufer hockenden Anglern — wahre Engel, was Geduld anbelangt — insinuirende Witzworte zuruft,

sie belehrt, dass die „Goujons“, die hier so beliebten Gründlinge, einen Strike veranstaltet, oder mitunter das Lachen beim Betrachten des leeren Fischtopfes nur mühsam verbeissend, um die Anzahl der schon gefangenen Fische bei den empörten Sonntagsfischern sich erkundigt.

Die Damen finden es höchst „chic“, am Ufer des Wassers in allen erdenklichen Nüancen von Matrosencostümen und Canotiersuniformen einherzuschreiten. Der dunkelblaue Rock mit weissen Streifen am Saume, die weite Blouse — natürlich nicht so weit, um die schlanken Formen zu verdecken, ein breiter Matrosenkragen und die weiche runde Mütze sind jedenfalls geeignet, vorhandene Vorzüge zu heben. Sehr pikant ist auch das weisse Flanelljacquet, vorn offen mit Revers und Taschen, aus denen manchmal ein buntrandiges Mouchoir hervorguckt; dazu ist die Kopfbedeckung aus gleichem Stoffe und das Verstecken der Hände in den Seitentaschen de rigeur. Am meisten Phantasie verräth die Kopfbedeckung und die Chaussure. Blaue Schuhe mit gelbem Leder besetzt, graue Leinwandstiefelchen, braune Lederhalbschuhe, spitze Lackschuhe mit grossen Schleifen und Schnallen à la Louis XIV., welche die der Länge nach gestreiften oder schwarzen Seidenstrümpfe enthüllen, lenken die Aufmerksamkeit auf all' die kleinen, schmalen Füsschen und zarten Knöchelchen, die der kurze Rock immer frei lässt. Auf blonden,

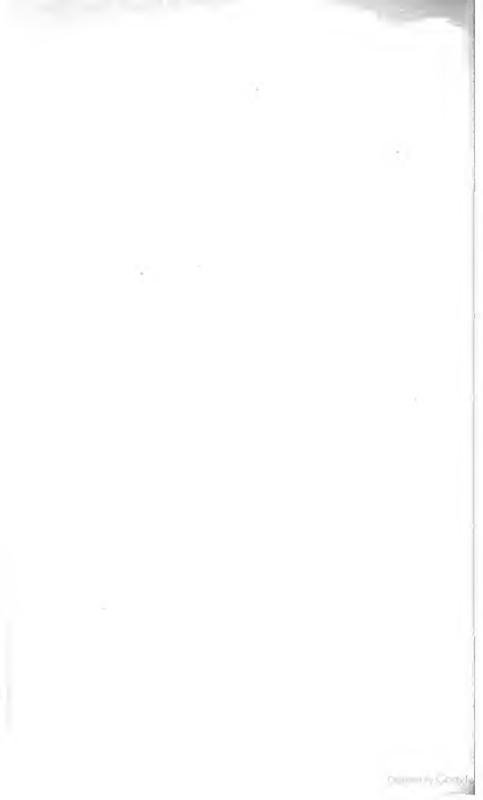
sehr oft strohgelben oder glänzend dunklen Köpfchen sieht man Canotierhüte (Regattahüte) aus lichtem Stroh, breite Florentiner Geflechte, auf denen sich zarte Feldblumen oder üppige Rosensträusse wiegen, und eine kleine, feine Blondine erschien neulich im Tanzlocale Convenr, wohin ich meine Leserin sofort führen will, mit einem veritablen türkischen Fez auf dem Kopfe.

Die Pariserin hat die Eigenthümlichkeit, die Kopfbedeckung in einer Weise zu tragen, dass diese jeden Augenblick eine andere Form annimmt, dazu eignen sich nun die weichen Stoffcaquettes und billigen breiträndigen Strohhüte vorzüglich. Wie „ces dames“ es zu Wege bringen, dass auch jede neue Gestalt des Hutes kleidsam und becarre ist (der neueste Ausdruck für chic), bleibt ein „Ateliergeheimniss“, in das einem Profanen zu dringen nicht möglich wäre.

Das Tanzlocal Convenr — dessen ich oben erwähnte, ist am ganzen „Gestade“ der Marne hochberühmt.

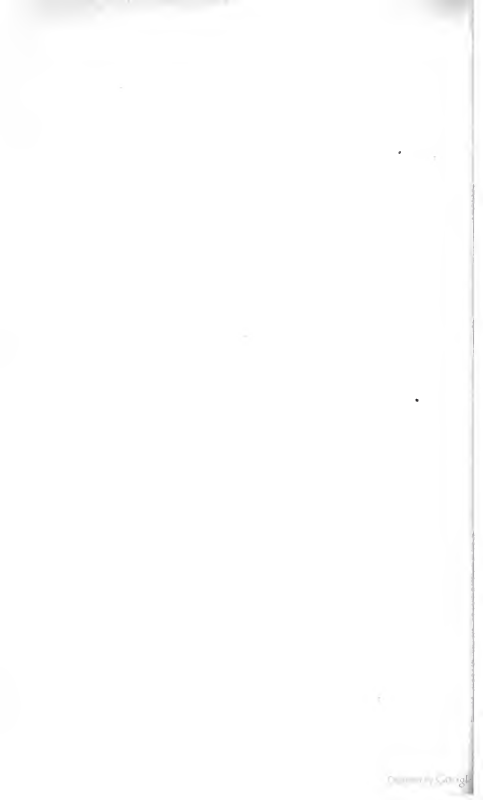
Alle Junggesellen oder Strohwitwer geben demselben vor allen anderen, die in Nogent und Joinville-le-Pont sich befinden, den Vorzug. Denn während es in den anderen so ziemlich „ländlich-sittlich“ beim Tanzen zugeht, tanzt man bei Convenr „ländlich-schändlich“. Und somit wären wir wiederum auf das Gebiet des Cancans gelangt.

An Sonntagen geht es da regelmässig hoch her. In der geräumigen luftigen Halle, die einer Scheune eher, denn einem Ballsaale gleicht, herrscht ein Gedränge und Gewühle, das jeder Beschreibung spottet. Trotz tropischer Hitze und erstickender Staubwolken — wird da lustig den ganzen Nachmittag bis in die späte Nacht hinein getanzt. Die Lieblingstänze der männlichen, wie weiblichen Habitués sind der volksthümliche Cancan — im Jargon der Vorstädte „Chahut“ genannt — sowie die „Ostendaise“, eine Art von Ländler mit abwechselndem Tanztempo.



V. Abschnitt.

Aus den Theatern.



Massenet's neueste Oper der „Cid."

Paris, 1. December.

Die „Académie Nationale de Musique" — wie der officielle Titel der Pariser Oper lautet — hat heute mit grossem Aufwande von Kosten, mit einer wirklich seltenen Prachtentfaltung scenischer Hilfsmittel, das jüngste Tonwerk des beliebten Componisten von „Manon" den nach dem spanischen Drama „Guillem de Castro's" und der Tragödie Corneille's, von d'Ennery's fachgeübter Hand zugeschnittenen, von Gallet und Blau versificirten „Cid", zur ersten Aufführung gebracht. Die neue Direction umgab diese sensationelle Première mit einer besonderen Solennität, weil sie die erste und zugleich glanzvollste Manifestation ihrer artistischen Aera bedeutet und darnach angethan sein sollte, den böswilligen Ausstreuungen der ewig nergelnden Kritik, deren scharfe Pointe namentlich auf die Sparmeisterei der neuen Directoren abzielt, ein vernichtendes Dementi gegenüberzustellen.

Die Herren Ritt und Gailhard, sagen wir es gleich, haben mit ihrer ersten Inscenirung dieses grossartigen Werkes den Vogel abgeschossen, und ganz Paris wird lange noch von all' der Grossartigkeit, dem Reichthume decorativer und mechanischer Effecte, von den vocalischen und choreographischen Leistungen der Künstler, von den Massenwirkungen und blendenden Costümen zu erzählen wissen.

Der „Cid“ ist vielleicht von allen heroischen und tragischen Stoffen derjenige, welcher von den Tondichtern seit nahezu zwei Jahrhunderten am meisten ausgebeutet wurde, und man zählt nicht weniger als 27 bekannte Partituren, deren erste schon im Jahre 1697 in Venedig zur Aufführung gelangte und einen gewissen Francisco Pollarapo zum Autor hatte. Der Letzte, welcher sich an dieses Thema wagte, ist der italienische Componist Coppola, der in Cremona im Jahre 1854 einen Achtungserfolg erzielte. Uebrigens wurde auch in Frankfurt im Jahre 1857 der „Cid“ vom Componisten von Neel mit zweifelhaftem Erfolge gegeben.

Den jüngsten Librettisten müssen wir das Zugeständniss machen, dass sie gut daran thaten, sich blos auf die geschickte Einwirkung der Legende für die lyrische Wirkung zu verlegen, ohne der Handlung bereichernde Details zu unterlegen, die man als eine Entheiligung der Corneille'schen Hinterlassenschaft hätte interpretiren können —

und so blieb ihnen auch nur das Verdienst guter Bühnentechniker, indem sie es dem musikalischen Inhalt überliessen, das Relief zu ihrem Texte zu liefern. Sie haben überdies aus der Corneille'schen Tragödie alles Verwendbare in den Originalversen ihrem Texte eingeschoben und anscheinend sich den Bedürfnissen des Componisten zu unterordnen gesucht.

Von der Voraussetzung ausgehend, dass die Legende des „Cid“ in so allgemeinem Masse bekannt ist, dass wir füglich auf eine genaue Analyse des historischen Hintergrundes der neuen Oper verzichten können, wollen wir in knappen Strichen blos den allgemeinen Gang der Handlung des Libretto's skizziren. Der Held des Stückes, Don Rodrigo, der Sohn des spanischen Helden Don Diego, ist die Personification der spanischen Heldenepoche, des glorreichen Abschnittes der Geschichte dieses unglücklichen Landes, in welcher den hartbedrängten Spaniern es endlich gelang, ihre maurischen und sarazenischen Bedrücker zu besiegen. Der Vater des Don Rodrigo, der greise Don Diego. wurde von dem Grafen von Gormas tödtlich beleidigt. Der alte Mann, zu kraftlos, um die Waffen selber zu führen, ist ausser Stande, die Beleidigung im Blute seines Gegners zu waschen, und der Kummer, den ungerächte Schmach ihm bereitet, nagt an seinem Leben. Allein, wenn Don Diego auch zur Waffe nicht mehr greifen kann,

so soll die ihm angethane Beleidigung dennoch nicht ungerächt bleiben. In seinem Sohne, dem heldenmüthigen Jünglinge, den der Graf von Gormas selber zum Ritter geschlagen hatte, ist ihm ein Rächer erwachsen, der mit dem kaum erhaltenen Schwerte den Schandfleck am Ehrenschilde seines Hauses wegwischen wird. Allein der Beleidiger seines Vaters, der Mann, dessen Blut vergossen werden muss, um die Ehre des Don Diego zu rächen, ist der Vater der Chimene, der holden Maid, die das Herz des Jünglings im Sturme erobert hat. Er liebt sie, die schöne Tochter des Grafen von Gormas, mit all' dem Feuer, welches die erste Liebe eines edlen Gemüthes kennzeichnet.

Im Widerstreite zwischen Liebe und Pflicht, der harten Pflicht, welche die geschändete Ehre auferlegt, gebietet der junge Rodrigo seinem Herzen Schweigen. Der Jüngling lauert dem bewährten Kriegsmann in einer Strasse der guten Stadt Burgos auf und zwingt denselben zum Zweikampfe. Nach einigen Gängen fällt Don Gormas, mitten ins Herz getroffen, todt zu Boden. Das Waffengeklirr hat die Schlossleute erweckt. Wachen, Gäste, sowie die Tochter des Grafen Gormas erscheinen, man hebt den Leichnam auf, trägt ihn ins Schloss und die schöne in Thränen gebadete, über den Verlust ihres Vaters vor Schmerz fast sinnlose Chimene flucht dem feigen Meuchelmörder. Wie irrsinnig lässt sie ihre Augen in der Runde

schweifen, nach dem Mörder suchend. Endlich erblickt sie ihren Geliebten, ihren Bräutigam, den Mann, den sie mit der ganzen Inbrunst ihres keuschen Herzens liebt. — Erfreut stürzt sie auf ihn zu, er wird ihren Vater rächen.

Allein die verlegene Haltung Don Rodrigos belehrt sie sehr bald, dass ihr Vater von seiner Hand gefallen. Sie hält inne, ihre Schritte werden unsicher — es schwindelt ihr, Todtenblässe bedeckt ihre Wangen — sie ringt nach Fassung — nach Athem. O! es ist schrecklich, er, der angebetete, theuere Mann, ihr Ideal, die Heldengestalt, die sie in ihren süssen Träumen immer erschaut, hat seine Hände mit dem Blute ihres Vaters befleckt. Mit einem herzzerreissenden Aufschrei: „Er ist's, er ist der Mörder" sinkt sie bewusstlos zu Boden.

Das folgende Bild zeigt uns ein spanisches Volksfest aus dem 11. Jahrhundert. Wir finden hier alle Stämme der hiberischen Halbinsel in ihren malerischen Nationalcostümen versammelt. Die Castilianer, Andalusier, Arragonier, Catalonier, die Bewohner von Madrid, von Navarra etc. sind mit ihren Guitarren herbeigeströmt um die Siege über die Mauren durch öffentliche Festlichkeiten zu feiern. Der König mit seinem Hofe, von dem Volke stürmisch acclamirt, erscheint auf der Bühne, um vor dem versammelten Volke nach alter Sitte und herkömmlichem Brauch, Recht zu sprechen.

Da nähert sich Chimene mit ihrem Frauengefolge dem Throne, wirft sich dem Könige zu Füssen und fleht mit gefalteten Händen um Gerechtigkeit. Sie verlangt den Kopf des Mörders ihres Vaters als Sühne für das begangene Verbrechen, sie begehrt stürmisch und in leidenschaftlichen Worten die Verurtheilung zum Tode des Mannes, bei dessen Anblick ihr Herz in nie gekannter Wonne erzittert.

Die Scene ist wunderbar. Die gewaltigen Klänge der Musik Massenet's, der die verschiedenen Gefühle im Herzen Chimenens meisterhaft in Tönen zu interpretiren verstand, machte auf das Publikum eine ungeheuere Wirkung. Der König schwankt. In diesem Augenblicke kommt die Nachricht, dass die Mauren mit frisch herbeigezogenen Truppen die Provinzen des Reiches überfluten. Das Urtheil wird vorderhand noch nicht gefällt und Rodrigo zieht an der Spitze der Armee dem Feinde entgegen.

Das folgende Bild entrollt vor unseren Augen das Kriegslager der Spanier vor Cadix. Costüme, sowie Decorationsstücke sind geradezu feenhaft schön. Die spanische Armee ist in voller Auflösung begriffen und Rodrigo muss seinen Schutzpatron anrufen um die undisciplinirten Massen zusammenhalten zu können. Das Wunder geschieht, der heilige Jacob von Compostella erscheint, die wilden Gemüther der trotzigen Söldner lehnen sich gegen

die militärische Zucht nicht mehr auf und die Mauren werden natürlicherweise aufs Haupt geschlagen. Mit dem Siege Rodrigo's schliesst der 3. Act.

Das erste Bild des 4. Actes (neuntes Bild der Oper) spielt am Hofe des Königs in Granada. Das Gerücht über Rodrigo's Tod hat sich plötzlich verbreitet, alle Welt beklagt den Helden und Chimene, bei der das Herz erwacht ist, macht ihrem Liebeskummer in einer reizenden Arie: „Eclats, mon amour, cesse de te contraindre“ Luft. Da erscheint der König als Ueberbringer der frohen Botschaft, dass Rodrigo, der grosse Held, den die von ihm in die Flucht geschlagenen Mauren „den Cid“ benannt haben, lebe. Chimene aber, da nun einmal ihr Liebesschmerz gestillt ist, erinnert sich des Todes ihres Vaters, neuerdings bestürmt sie den König, über Rodrigo das Todesurtheil zu fällen. Der König, in die Enge getrieben, greift zu einer geschickten List und betraut Chimene, selbst über Rodrigos Schicksal zu entscheiden.

Nunmehr erwacht in ihrem Herzen neuerdings die Liebe, erröthend fällt sie dem Helden um den Hals, mit leiser Stimme die Worte „Ich liebe Dich“ murmelnd, und die Oper endet in ziemlich banaler Weise mit einem Hochzeitsfeste.

Massenet hat sich in diesem Werke wieder als eine genial veranlagte Dichternatur geoffenbart. Er nähert sich im „Cid“ der Gleichheit des vokali-

schen Ausdruckes und der Klarheit melodischer Ideen in einer sehr präcisirten Weise, und das gewählte Auditorium dieser denkwürdigen Première hat diese von dem Componisten eingeschlagene Richtung durch einen überreichen Beifall sofort ratificirt, denn es hat verstanden, was er äussern wollte, wodurch auch unmittelbar ein intimer Contakt des Werkes mit der modernen Geschmacksrichtung sich herausbilden konnte.

Obschon wir in Massenet's neuester Partitur noch zahlreiche Stellen rein declamatorischer Natur finden, die oft durch den Gang der Handlung bedingt sind, finden wir andererseits, dass sein Accent im Recitativ bedeutend abgenommen und nur dort in Anwendung gebracht erscheint, wo es übel gepasst hätte, gewisse Verse des grossen Corneille in Cavatinen zu kleiden.

Massenet lässt im „Cid" die handelnden Personen in den reinen Principien Gluck's declamiren, ja oft in einem Stile des tragischen Vortrages, welcher der Harmonie keinen Abbruch thut. Im Ganzen betrachtet ist die Partitur des „Cid" ein glänzendes Meteor auf dem zeitgenössischen Himmel der Kunst. So gut sich Massenet allererst als ein bedeutender Colorist, dann als beschreibender Autor manifestirte, entdeckt er uns im „Cid" ein hochentwickeltes Temperament dramatischer Natur, das er, um es vor Uebertreibung zu schützen, häufig durch symphonistische Farben zu beruhigen

sucht. — Wir finden im „Cid" wohl nicht die herrliche orchestrale Malerei, die uns in seinem prächtigen „König von Lahore" entzückte, hingegen sind wir durch das machtvolle Lamento der Chimene, der grossen Arie Rodrigo's, der sich ein Mozart zu schämen nicht gebraucht hätte, und das Liebesduo voll süsser Empfindung und Schwärmerei reichlichst entschädigt. Sie allein genügten, ein Werk, eine Schule und den Meister zu verherrlichen.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eine Analyse der bemerkenswerten Partitur vornehmen zu wollen; andererseits wäre es auch eine Sünde, nicht alle jene Episoden des Werkes hervorzuheben, die zumeist auf die andachtsvolle Gemeinde wirkten, welche sich heute als ein inappellabler Areopag in dem prächtigen Saale des Granier'schen Monumentes zusammenfand. Erwähnen wir daher in aller Eile vor Allem der Ouvertüre, die der Tondichter in einer Art von Potpourri zusammenstellte, das uns gleich in rascher Aufeinanderfolge die Hauptmotive des Opus zu Gehör bringt. Ueberwältigend ist der Trompeter-Marsch, welcher im ersten Acte den Eid Rodrigo's, sowie der grosse Satz, der das Duell begleitet. Als charakteristisches Thema, das auch als das Leitmotiv betrachtet werden darf, gilt die Liebe zwischen Rodrigo und Chimene, denn es kommt in den Gesangspartien ebenso oft, als in der

Orchester-Begleitung vor. Es ist dies eine langsame, ausdrucksvolle Melodie im Dreiviertel-Takt, die von Harfenklängen getragen im ersten Acte auf die Worte: „Ange ou femme" componirt ist und in der Eidesscene in der gleichen Tonart, sowie die träumende Chimene vor dem lamentirenden Rodrigo vorüberzieht, wieder hörbar wird. Das zwischen Chimene und der Infantin: „ah! par pitié ne l'aimez pas" ist von einer schmiegsamen Grazie und einer reinen vollendeten Melodie.

Häufig lehnen sich aber auch mehrere Nummern, theils an Gounod, theils an Verdi an und gilt das vorzugsweise von den Partien, wo lärmvolle Effecte grosser Massen zum Ausdrucke kommen sollen.

Im Ballet ist Massenet bekanntlich ein Meister, was er aber an Klang und Zusammenspiel im „Cid" geleistet, kann man füglich als eine „Art consommé" bezeichnen. Der Tanz ist voll Charakteristik im Pas sowohl, als in der wundervollen Ausstattung und gab der Prima ballerina, der sylphidenhaften Mauri, Gelegenheit zu einem durchschlagenden Erfolge.

„Georgette“ von Victorien Sardou.

December, 1885.

Das Weihnachtsgeschenk, mit welchem Sardou die Pariser in diesem Jahre überraschte, ist von so absonderlicher Natur, dass ich erst nach langem Zögern mich dazu entschliessen konnte, an die Analyse dieses Werkes zu gehen. Ein Stück von Sardou darf nicht à la légère behandelt werden, selbst wenn die Zusammensetzung des Stoffes, der in diesem Falle eigentlich nur in einer Situation gipfelt, den Kritiker in Verlegenheit setzt und verwirrt. Das neue Stück Sardou's ist nach meiner Auffassung eigentlich weit eher eine dramatisirte Abhandlung über eine gesellschaftliche Frage, denn eine Comödie im modernen Sinne. Um Comödie zu sein, fehlen der „Georgette,“ wie ich sofort nachzuweisen bestrebt sein werde, fast alle Erfordernisse, die wir an ein Drama oder an ein Schauspiel zu stellen gewöhnt sind.

Sardou wirft in seiner „Georgette“ die uralte Frage, welche schon so oft behandelt wurde, neuerdings auf; die Frage, die da lautet: „Darf ein

Mann von Ehre, ein Mann, der auf Familientraditionen hält und als Vertheidiger der Gesellschaftsordnung gilt, die Tochter einer Verlorenen als Gattin in seine Familie einführen?“ Diese Frage nun, welche schon im Buche wie auf den Brettern unzählige Male beleuchtet wurde, weiss Sardou im ersten Acte seines Stückes in einer, was dramatische Technik anbelangt, geradezu glänzenden Weise zu exponiren, und mit den einfachsten Mitteln der Welt uns alle Elemente der Causa, sozusagen im Handumdrehen, mitzutheilen. Der erste Act, welcher diese Exposition enthält, ist in seiner Mache geradezu meisterhaft zu nennen. Capitän Chavel de Chabreuil, aus Afghanistan zurückgekehrt, erhält von einer Milady O'Donnor, Herzogin von Carlington, eine Einladung zu einer gemüthlichen Plauderei. Er kennt die Dame nicht und erscheint voller Erwartung und Neugierde. Da kommt ihm eine Dame mit ausgestreckter Hand entgegen, die ihn als alten Bekannten begrüsst:

„Ja, ich bin's, deine alte Freundin Georgette. Dir, meinem ältesten Cameraden, dem erprobten Gefährten aus einer Zeit, die mir nur Unheil brachte, bin ich wohl verpflichtet, die Geschichte meiner Besserung zu erzählen.“

Die Herzogin ist Georgette, die übermüthige Sängerin des Tingl-Tangl's „Alcazar phocien,“ die unter dem Spitznamen „Jojotte“ Marseille in Extase versetzte. Er, der Capitän, hat mit ihr viel ver-

kehrt, war doch sein intimster Freund, der ebenso tapfere wie tadellos ehrenhafte Paul von Cardilhac ihr erklärter Geliebte. Georgette hat ihren Paul leidenschaftlich geliebt, die Liaison hatte Folgen gehabt, das wusste Chabreuil. Aber nach dem Tode seines Freundes, der an seiner Seite bei Gravelotte für's Vaterland den Heldentod starb, hatte er Georgette nicht mehr gesehen — sie war verschollen.

Georgette schüttet nun vor dem alten Freunde ihre Seele aus: Sie war Mutter. Die ganze Glut ihres leidenschaftlichen südlichen Temperamentes übertrug sie nach dem Tode des angebeteten Mannes auf seine Tochter, auf die kleine Paula, die sie glücklich und geehrt wissen wollte. Sie schloss sich einem Abenteurer an, der einen fadenscheinigen und höchst precären Grafentitel besass, um ihrer Tochter einen Namen geben zu können. In Eile und Hast erzählt sie dem Krieger die schweren Kämpfe, die sie zu bestehen hatte, die Leiden, welche sie ertragen musste, die Qualen und Bitternisse, mit welchen der schmale Pfad gepflastert war, den sie aus der Tabak geschwängerten Athmosphäre des Café Concert in die Kreise der guten Gesellschaft geführt. Sie musste nach Amerika wandern, in Cincinnati einem pustenden und dicken Industriellen, der Millionen besass, sich zu eigen geben. Als dieser nach kurzer Zeit starb und sie zur Universalerbin einsetzte, ging sie auf

die Suche nach einem authentischen Herzog und entschloss sich schliesslich, mit einem schrecklichen, halb blödsinnigen Manne ins Ehejoch sich spannen zu lassen. Sie that es — weil nur auf diese Weise es ihr möglich war, ihre Paula zu sich ins Haus zu nehmen. Fünfzehn Jahre lang hat sie Fegefeuerqualen erduldet, um jetzt durch die Mutterfreuden entschädigt zu werden. — Der Capitän lobt ihr Verfahren — ja er bewundert ihren Muth und gelobt feierlich, über ihre Vergangenheit zu schweigen; er bietet ihr sogar seine Dienste zur Förderung ihrer Heiratspläne mit Paula an.

Da erscheint Paula, die Tochter der Courtisane. Auf den ersten Blick erkennt Chabreuil in ihr seinen so früh heimgegangenen Freund. Ja! es ist dieselbe hohe, reine Stirne, dieselben glänzenden Augen, dieselben edlen Züge, welche der Ausdruck der Offenheit und Rechtschaffenheit, der Herzensgüte und Ehrenhaftigkeit verklären. Das junge Mädchen begrüsst den Krieger auf's Herzlichste.

„O! Sie sind mir kein Unbekannter, wir sprechen oft von Ihnen, ich und meine Freundin, Ihre Nichte Aurora, mit der ich schon im Pensionate eng befreundet war.“

Die Stirne des Capitäns kleidet sich in hässliche Falten, aus gepresster Brust ringt sich dumpf die Frage empor:

„Sie kennen meine Nichte?“

„„Ja gewiss“, betheuert ahnungslos Paula; „ich kenne auch Ihre Schwägerin, die Gräfin von Chabreuil, die Freundin meiner Mutter, auch Goutran, Ihren Neffen.“

Chavel von Chabreuil, der erst vor einem Augenblicke die Handlungsweise „Georgettens“ aufrichtig bewundert hat — ist nunmehr anderer Meinung. Er findet es natürlich, dass „Georgette“ auf Grund eines durch Contrabande erlangten Herzogstitels in die Gesellschaft sich einschmuggelt, dass sie jedoch auch die Freundin seiner Schwägerin wird, dass ihre Tochter mit seiner Nichte stets verkehren soll — oder sogar seinen Neffen .... Nein! Nein! Das darf nicht sein. Bis hieher und nicht weiter.

In dürren Worten setzt er die Bedingungen seines Ultimatum's der ehemaligen „Jojotte“ auseinander. Alles will er ihr zu Gefallen thun — falls sie sofort den Verkehr mit den Seinen abbricht, im entgegengesetzten Falle wird er sprechen.

Wie aber den Bruch verbereiten? Von Paris fortgehen? Unmöglich! Der alte Lord ist sterbenskrank. Eine solche fluchtartige Abreise wird auffallen und Tags darauf wird ganz Paris erfahren, dass die Herzogin von Carlington „Jojotte“ hiess.

Diese Exposition ist meisterhaft durchgeführt. Sie hat jedoch den e i n e n Cardinalfehler, dass sie

a priori jedwede friedliche Lösung der Verwicklung unmöglich macht.

Bevor jedoch noch Georgette in die Lage kommt einen diesbezüglichen Entschluss zu fassen, zwingen die Verhältnisse Chabreuil das Schweigen zu brechen. Seine Schwägerin hat nämlich immer seine Rückkehr abgewartet, um an die Verheiratung ihres sechsundzwanzigjährigen Sohnes Goutran zu denken und frägt nunmehr den jungen Lieutenant in Gegenwart seines Onkels, ob er nicht heiraten wolle. Goutran antwortet zustimmend und gesteht, seine Liebe zur Comtesse Paula d'Albeot — ein Geständniss, auf welches übrigens seine Mutter gefasst war. Beide ersuchen nun den Capitän von Chabreuil, die Herzogin von Charlington, die er ja seit zwanzig Jahren kennt, zu sondiren — ob diese Verbindung ihr zusage.

Capitän Chabreuil enthüllt nunmehr die Vergangenheit der Herzogin. Die Gräfin ist entsetzt und will jeden Verkehr abbrechen. Allein ihr Sohn beginnt mildernde Umstände zu plaidiren und das Argument ins Treffen zu führen, dass die unschuldige Tochter für die Vergangenheit ihrer Mutter keinesfalls verantwortlich sei. Diese Scene in der die Gräfin von Chabreuil — die tadellose und sittenstrenge Frau — im Namen der Moral und der Gesellschaft ihren Sohn zur Verzichtleistung auf Paula zu bewegen sucht — während Goutran, von der Leidenschaft getrieben, durch Vernunftgründe

die Einwilligung seiner Mutter zu erlangen strebt, ist meisterhaft geschrieben. Der Zuschauer kommt nicht zu Athem, er folgt mit fieberhaftem Interesse den Phasen des Dialoges. Die Gräfin, durch den Widerstand ihres Sohnes in die Enge getrieben, wendet sich schliesslich an ihren Schwager, mit der Frage: — „Ob es denn zulässig sei, dass eine von den Geschäften zurückgezogene Courtisane die Grossmutter der Kinder eines Grafen von Chabreuil sei und fügt zu ihrem Sohne gewendet hinzu:

„Und Du, mein Sohn, kannst Du es wollen, dass ich in eine Linie mit einer Georgette Couval gestellt werde, dass wenn Deine Kinder Grossmama lallen, man im Zweifel sei, ob sie die Gräfin von Chabreuil oder eine „Jojotte“ meinen? Die Antwort, welche der Capitän von Chabreuil seiner Schwägerin ertheilt, gibt uns eine Vorahnung der Lösung des gesellschaftlichen Problemes, welches Sardou in seiner „Georgette“ aufgeworfen:

„Sie haben unbedingt Recht, meine Liebe; — aber er, Ihr Sohn, hat ebenfalls Recht. Ich billige unbedingt, dass Sie Ihr Haus einer so Compromittirten versperren, andererseits kann ich aber Goutran nur beglückwünschen, dass er die reine und sittenstrenge Tochter in dieses Haus einzuführen gedenkt. Sie vertheidigen die Familie, — er spricht im Namen der Humanität. Sie reden die Sprache der kalten Vernunft, — er antwortet

mit dem Herzen. — — — — (Nach einigem Nachdenken) Und die Lösung? — Es gibt eben, — wie bei den meisten Problemen ähnlicher Natur — keine Lösung. — Aus dieser ganzen Streitfrage lässt sich eben leider keine andere Moral ziehen, — als die, dass eine galante Frau ihre Tochter nicht tugendhaft erziehen darf. (Gräfin Chabreuil protestirt durch Hand- und Kopfbewegung). Diese Lösung sagt Ihnen nicht zu? — — — Finden Sie doch eine andere! —“

Gräfin Chabreuil: „Würden etwa Sie, mein Schwager, den Entschluss fassen können, dieses Mädchen zu heiraten? —“

Capitän von Chabreuil: „Ich? Mit Freuden! — Aber ich bin eben ein alter Junggeselle. Ich bin unabhängig, schulde Niemandem Rechenschaft über meine Handlungen und kümmere mich um das: „man sagt“ blutwenig. (Gegen Goutran gewendet, ernst): Du hast Pflichten gegen Andere, insbesondere gegen Deine Mutter, der Du eine Verbindung, die ihr widerstrebt, nicht aufdringen, der Du die Adoption einer Tochter, die ihrem Herzen fremd bleiben wird, nicht vorschlagen darfst.“

Die Gräfin bleibt unerbittlich — sie verweigert ihre Einwilligung, macht aber den Sohn aufmerksam, dass er auch ohne mütterliche Einwilligung heiraten kann. Allein Goutran ist ein pflichteifriger Sohn — er erklärt, ohne Einwilligung seiner Mutter keinesfalls heiraten zu wollen. Die Gräfin

nimmt diese Erklärung gerührt zur Kentniss und beschliesst, sofort alle Beziehungen mit der „Herzogin“ abzubrechen. Sie hat Paula zum Diner geladen und ersucht nun ihren Schwager, Paula zu empfangen und unter irgend einem Vorwande zur Mutter zurückzugeleiten. Die Freundin Paula's, — Aurora, die Nichte der Gräfin von Chabreuil, welche Goutran liebt und aus Herzenskummer, da der Mann ihrer Ideale um ihre Freundin sich bewirbt, ins Kloster gehen will — erzählt nun in ihrer Naivetät der ahnungslosen Paula, dass es zwischen der Gräfin von Chabreuil und ihrem Sohne zu einem Wortstreite kam, bei dem — wie sie zufällig hörte — die Worte Heirat, Paula etc. gefallen sind. Diese Andeutungen, einige dunkle Erinnerungen, die verlegenen Antworten ihrer Gouvernante Miss Burton, die früher Gesellschaftsdame der „Jojotte“ gewesen, welche Paula über die Vergangenheit ihrer Mutter befragte, öffnen dem ahnungslosen Mädchen die Augen. Sie erräth die Vergangenheit ihrer Mutter. — Da erscheint Georgette — sie merkt, dass im Geiste ihrer Tochter irgend ein Process vorgehe und der Gedanke, dass Paula ihre Vergangenheit ahne, macht sie erbeben. Und Paula? Sie fällt schluchzend ihrer Mutter um den Hals und drückt sie leidenschaftlich an ihr Herz.

Mittlerweile ist es den vereinten Bemühungen Goutran's und des Capitäns gelungen, die Gräfin

von Chabreuil zu Concessionen zu bewegen. Sie will in die Verbindung willigen — vorausgesetzt, dass die Mutter Paula's vom Schauplatze verschwinde.

Goutran überbringt diese Botschaft seiner Geliebten und bittet sie um Herz und Hand. Als Antwort stellt Paula an ihn die Anfrage, ob er ohne Einwilligung seiner Mutter sie geheiratet hätte? Goutran antwortet offenherzig:

„Nein.“

„Und Sie verlangen von mir“, gibt sie ihm zur Antwort, „dass ich meine Mutter opfern soll, um Ihr Haus betreten zu können? Gestehen wir uns doch, dass diese Heirat unmöglich ist.“

Der Hauptvorwurf, der Sardou mit Recht gemacht werden kann, lautet: „Georgette“ gehört nicht auf die Bühne. Jedes Bühnenstück muss eine befriedigende Lösung haben. In „Georgette“ finden wir aber auch nicht die Spur einer Lösung. Sardou wagt es nicht, der aufgeworfenen Frage an den Leib zu gehen. Er entwickelt sie, führt mit bewunderungswürdiger Logik alle Argumente für und wider in seinem zweiten Acte ins Treffen, traut sich aber nicht in dieser Streitfrage, ein endgiltiges Urtheil zu fällen. Es ist kaum anzunehmen, dass Sardou ein Stück schreiben wollte, dem eine Pointe fehlt. Der geniale Dramatiker wollte gewiss irgend eine Behauptung — eine These — in seinem Stücke erhärten. Welche? wollte er etwa

beweisen, dass es heute schwieriger ist, die Tochter einer Courtisane unter die Haube zu bringen, als die Tochter einer anständigen Familie? Nun, diese Wahrheit kennt ja alle Welt. Uebrigens, es ist ja geradezu im Interesse der gesellschaftlichen Moral gelegen, dass dem so sei. Wollte Sardou — um mich einer landläufigen Phrase zu bedienen — etwas Anderes beweisen? Es ist wahrscheinlich! Allein es ist nicht leicht möglich, seine Intentionen zu errathen. Er frägt, ob ein Ehrenmann die Tochter einer Courtisane heiraten darf, subsidiär wirft er auch die Frage auf, was eigentlich aus diesen Töchtern werden soll, falls ein Ehrenmann dieselben nicht heiraten darf; — allein er bleibt uns leider auf diese beiden Fragen die bündige und klare Antwort schuldig. Die Tochter der Georgette kann den Mann, den sie liebt, nicht heiraten! Wohlan! Wird sie in ein Kloster gehen? — wird sie an gebrochenem Herzen sterben? Nein! — Sardou deutet an, dass sie vielleicht einen anderen reiferen Ehrenmann wird heiraten können, den Capitän Chabreuil nämlich, in dessen Herzen die reizende Paula den Johannestrieb wachruft.

Wäre Paula arm, so hätte Sardou gewiss nicht gezögert, sie mit ihrem Geliebten Goutran zu vereinen. Aber die Millionen, die ihre Mutter schändlicher Weise erworben — stehen, nach Sardou's Ansicht, dieser Verbindung im Wege. Soll man etwa aus dieser Argumentation den

Schluss ziehen, dass es den Courtisanen verboten sei, für ihre Töchter Mitgiften zu sammeln?

Offen gestanden, es ist mir unmöglich, in diesem neuen Stücke Sardou's mich zurecht zu finden. Nach der Ausführung Sardou's ist anzunehmen, dass Paula und ihr zukünftiger Gatte Chavel von Chabreuil glücklich sein werden. Der einzige „Unglückliche“ wird Gontran sein, der Paula leidenschaftlich liebt. Allein Goutran ist absolut unschuldig, ihm fällt auch nicht ein Atom der dramatischen Schuld zu. Dafür fliegen dem Capitän Chavel die gebratenen Tauben direkt in den Mund? Warum soll er denn diese Paula — das Sinnbild der Tugend und Unschuld heimführen? Er, der Mann, der nie gelitten, nie um ihren Besitz gekämpft hat? Ich glaube, dass alle diese aus dem Stücke nicht zu beantwortenden Fragen deutlich und klar uns beweisen, dass Sardou die Frage, welche er aufgeworfen, weder theoretisch noch praktisch zu lösen im Stande gewesen.

Nunmehr wollen wir vom Standpunkte des reinen Theatermenschen „Georgette“ in's Auge fassen. — Die erste Voraussetzung jedes modernen Drama's — ist das Aneinanderprallen zweier sich bekämpfender Leidenschaften. Finden wir in „Georgette“ diesen Kampf der Empfindungen? Nein! Georgette hat Alles gethan, was sie thun konnte. Sie hat ihre Tochter sittsam erzogen.

Ihre Aufgabe ist erfüllt. Paula, ihre Tochter, erfährt allerdings, dass ihre Mutter eine „Gefallene“ war. Der Augenblick, in dem sie diese Wahrheit erräth, ist von Sardou meisterhaft gezeichnet. — Die Scene dürfte eine der schönsten des modernen Repertoires sein. — Allein diese Scene kann ganz gut gestrichen werden. Sie ist nur Episode und das Stück könnte auch ohne diese Scene bestehen, d. h. nach der Mache Sardou's ist es eigentlich überflüssig, dass Paula die Vergangenheit ihrer Mutter erfährt. Paula ist eben nicht die handelnde Person des Stückes. Alle Gestalten drehen sich um sie — und sie allein bleibt an der Scholle hängen. Nur am Schlusse spricht sie das definitive „Nein.“

Nur zwischen Goutran und seiner Mutter kommt es zu einem Aneinanderprallen der Leidenschaften. Die Mutter sagt „Nein“ und versucht, bei ihrem „Nein“ zu beharren. Der Sohn will zwar — allein er beschliesst, sich dem Willen der Mutter zu unterwerfen. Und als schliesslich die Mutter ihre Ansicht ändert und ein halbes „Ja“ sagt, bleibt der Sohn stille und Paula lässt ein lautes „Nein“ erschallen.

Jeder andere Dramatiker wäre mit einer vorgefassten Ansicht an die Bearbeitung des Stoffes gegangen. Goutran konnte ja gegen den Willen der Mutter heiraten. Er hätte auch als gehorsamer Sohn vor dem Willen seiner Mutter sich beugen

und seinem zwecklosen Leben einen jähen Abschluss bereiten können.

Das Thema ist, wie ich schon bemerkte, wiederholt bearbeitet worden. Mallefille beschäftigt sich in seinen „Reuigen Weibern“ ebenfalls mit dieser Frage: Er lässt die schuldige Mutter in die Gewalt des dem Trunke ergebenen Kalmuken zurückfallen, der sie in die Ukraine entführt. Sardou hat diesen Schluss schon in seiner Exposition eliminirt. Delpit führt uns in seinem „Fils de Coralie“ einen ehrenhaften Officier vor, der die Vergangenheit seiner Mutter zufällig erfährt. Allein Delpit's Held handelt — er drängt seinen Willen auf. Er umarmt seine schuldige Mutter, über die zu Gericht zu sitzen ihm nicht zusteht, — aber er verzichtet auf die Millionen. Duma's bietet uns in seinem Stücke „Idèes de Mme. Ausbray“, sowie in Denise in ähnlichen Fragen Lösungen, die kaum als acceptabel betrachtet werden können. Allein er entwickelt ohne Zagen seine Anschauungen, sagt uns offen, was er will, die Richtigkeit seiner Anschauungen zu erhärten suchend. In „Georgette“ hingegen rafft keine der handelnden Personen sich zu einem Entschlusse auf.

In „Odette“ hat zwar Sardou uns eine Art von Lösung einer ähnlichen Frage angedeutet. Die Mutter der Odette verschwindet um ihrer unschuldigen Tochter, die ihre Vergangenheit nicht kennt, das Erröthen über ihre Mutter zu ersparen. In

„Georgette“ weiss aber Paula Alles — und sie fällt ihrer Mutter um den Hals, drückt sie an's Herz und bedeckt sie mit leidenschaftlichen Küssen. Die Scene ist von grossartiger Wirkung — leider ist diese momentane blitzartige Handlung — dieser reizend geschilderte oder richtiger gesagt, angedeutete Process im Kopfe und im Herzen Paula's — die einzige wirkliche Handlung, die im Stücke vorkommt, der einzige Entschluss, zu dem die handelnden Personen sich aufraffen.

Hätte Sardou etwa seine Paula Alles früher schon errathen lassen, wäre diese Paula, ohne dass ihre Mutter es ahnt, im Klaren über ihren Ursprung und würde sie selber die Werbung des Grafen mit einem entschiedenen „Nein“ beantworten, so hätte Sardou alle Elemente zu einer tragischen oder dramatischen Lösung, so wäre er im Stande gewesen, seinem Stücke ein pulsirendes Leben einzuflössen. Allein „Georgette“ als Stück genommen, ist todt — absolut todt — in dramatischer Hinsicht — was Handlung und Spannung anbelangt — absolut langweilig. Obendrein sind auch die Personen Sardou's gewiss nicht geeignet, den Zuschauer zu erwärmen. Diese Mutter, die mit ihrem Körper Handel trieb, lässt uns ganz kalt. Wir können sie nicht verachten, denn sie hat Alles gethan, um ihre Tochter wieder gut zu machen. Sympathie für sie hegen? — Nun, das wäre zu stark. Paula ist gewiss die Unschuld und Tugendhaftigkeit selbst —

allein sie ist keine Heldin — sie ist kalt wie Stahl — ihr Herz regt sich kaum und ihr Wille genügt, um ohne Anstrengungen diese beginnende Regung zu ersticken. Von Kampf zwischen Liebe und Pflichtgefühl keine Spur. Ich glaube sogar, dass diese Paula Sardou's eine jener hochanständigen Frauen ist, die tugendhaft bleiben, weil sie — wie die „Schöne“ im Märchen — ein Marmorherz im Leibe tragen. Die Gräfin, die harte, hochmüthige Aristokratin, ist ebenfalls schlecht charakterisirt. Sie wird plötzlich wankelmüthig, sie entschliesst sich zu halben Concessionen. Und ihr Sohn Goutran ist eine Wachsfigur, eine moderne Zierpuppe, die keinen Willen besitzt. Ihm gelüstet nach einem Spielzeuge, die Mutter legt ihr Verbot ein — der Junge versucht zu rebelliren — wirft seinen Ahnen einige Unartigkeiten an den Kopf — und beschliesst — weinend — zu gehorchen. Aus diesem Holze werden keine dramatischen Helden geschnitzt.

Wir wollen zum Schlusse noch mit der Frage uns beschäftigen, ob die These Sardou's überhaupt Interesse einzuflössen geeignet sei? Wir sehen, dass in Paris nur zu häufig Leute mit hochtrabenden Titeln, nicht etwa die tugendhaften Töchter, sondern vielmehr die sündhaften Mütter selbst glänzende Partien machen. Und die Welt? Selbst die exclusivste Gesellschaft öffnet mitunter auch diesen Eindringlingen die Flügelthüren ihrer Salons.



abgesehen von ihren Schattenseiten und Vorzügen als Bühnenerzeugniss, auf die Entwicklung des modernen französischen Dramas sowie des Romans einen bestimmenden Einfluss ausübte; ja die mittelbare Veranlassung dieser ganzen Reihe literarischer Producte war, in der das „gefallene Weib“ die Hauptrolle spielt.

In Marion Delorme finden wir diesen famosen Vers, den alle Apostel, Vertheidiger und Physiologen der Courtisane, welche wahrhaft liebt, in den verschiedensten Weisen uns schon vorgeführt haben, bald als gesellschaftliche These mit mehr oder minder befriedigender Lösung, bald als herzzerreissende Leidensgeschichte, oder moderne Schäferidylle; diesen Vers, der so viel Controversen heraufbeschworen, so heftig und leidenschaftlich von den Moralisten angegriffen und verurtheilt, von andern wieder mit so viel Verve vertheidigt wurde. Ich meine den Vers:

„Et ton amour m'a refait une virginité“.

Da nun in den letzten Zeiten, die mittlerweile ausser Mode gekommene Passion, mit den Gefühlen der „Freudenstöchter“ sich zu beschäftigen wiede in Schwung zu kommen scheint und Dramaturgen von so unbestrittenem Werthe wie Sardou und Dumas — von Daudet's und Belot's Sapho ganz abgesehen — neuerdings die Courtisane auf die Bretter stellen, um für die alten Thesen in moder-

nisirter Fassung uns zu erwärmen; so ist es gewiss gerechtfertigt, wenn wir dieser Marion Delorme, diesem Stücke, welches angeblich die sonderbare romantische Aera der Rehabilitirung der Courtisane durch die wahre und echte Liebe, die sie empfindet, inaugurirt hat, neuerdings einige Aufmerksamkeit schenken.

Diese Liebe, welche die Unschuld wiedergiebt, ist seit 50 Jahren zu mindestens schon in einer Million verschiedener Lesarten uns in der französischen Literatur vorgeführt worden. Es hat sich da eine eigene Tradition gebildet und mit einer, ich möchte sagen seltenen Unverfrorenheit wird uns da im Romane, wie auf der Bühne der Grundsatz eingeprägt, dass die ganze noch so verworfene, noch so ausgelassene Vergangenheit einer Frau, durch eine echte und wahre Leidenschaft vollständig weggewischt werden kann. Alles was früher geschah — nämlich bevor die grosse reinigende Leidenschaft sich einstellte, zählt nicht mit, darf nicht in Betracht gezogen werden, wirft keinen Makel auf die liebende Courtisane. Wie bei neuen Häusern die ersten Mietparteien um jeden Preis acceptirt werden, damit sie die neue Wohnung trocken machen sollen, die dann der langjährige ernst zu nehmende Mieter beziehen wird, so wollen diese Dramaturgen und Romanciers uns überzeugen, dass auch beim Weibe die ersten Versuche auf der Bahn des Genusses, des sträflichen

Genusses nämlich, nicht mitzuzählen haben, falls dieses Weib nicht echt und wahr geliebt hat. Wohin diese in jeder Hinsicht verwerfliche, unseren moralischen Grundsätzen Hohn sprechende Theorie führt, haben wir ja gesehen, wir wissen ja jetzt, nachdem wir den Gesellschaftszustand dieses Frankreichs während der letzten Jahre des dritten napoleonischen Regimes studirt, in welch' erschreckendem Masse die gute Gesellschaft, der täglich im Buch und im Theater gepredigt wird, dass eine wahre und grosse Leidenschaft, alle Ausschweifungen wie durch einen Zauber wegwischt, corrumpirt werden kann.

Diese sonderbare literarische Verirrung, dieser so schädliche Auswuchs der romantischen Schule, beginnt nunmehr neuerdings zu treiben und zu sprossen und in diesem Augenblicke haben wir, falls wir „Denise“ mitzählen, in den vier ersten Theatern von Paris Stücke auf den Brettern, in denen gefallene Frauen die Hauptrolle spielen und uns als mustergiltige Heldinnen dargestellt werden. Und da diese Stücke, trotz aller geheuchelten Entrüstung, der Gunst des Publikums sich erfreuen, so ist es wahrscheinlich, dass auch morgen in irgend einem halbdutzend Theater uns neuerdings mehr oder minder historische Courtisanen, sei es zur Vertheidigung und Durchführung derselben alten These, oder in irgend einer anderen Absicht vorgeführt werden dürften.

Die romantische Schule, die ursprünglich von uns nur Mitleid für die gefallene Tochter verlangte, die um ein Vergessen und Verzeihen bat, macht heute der anständigen und guten Gesellschaft schon den Skandalprocess im Namen der lieben Courtisane. Sie bittet nicht mehr um das Vergeben und Vergessen, sondern revindicirt, wie ein gutes Recht, die Rehabilitirung, ja die Gleichberechtigung des gefallenen Weibes mit der anständigen Frau, die sittsames Mädchen gewesen, um züchtige Hausfrau zu werden.

Im gewöhnlichen Leben, ja selbst nach den Begriffen unseres — allerdings nicht des französischen — Strafrechtes ist ja aber z. B. der fallite Kaufmann, selbst wenn er nur leichtsinnig und nicht betrügerisch vorgegangen, der Straf-Justiz verfallen, auch wenn er nachträglich alle Gläubiger befriedigt hat; und die Gesellschaft, dieser strenge Gläubiger der „Gefallenen“, der im eigenen Interesse unerbittlich verbleiben muss, sollte eine „Ausgestossene“ in ihre Mitte wieder aufnehmen, nur desswegen, weil dieselbe wirklich liebt? Ja, ist diese Liebe denn eine reinigende Strafe, eine Busse? Sie ist ja vielmehr eine Quelle neuer, wenn auch reiner und erlaubter Genüsse.

Obendrein sind alle diese Courtisanen, die uns im Buche und auf dem Theater vorgeführt werden, selbst in dem Augenblicke, in dem sie sich ernstlich und wahr verlieben — die Vorsicht selber.

Sie untersuchen vorerst den Geldbeutel des Helden und lassen ihrem Herzen erst freien Lauf, nachdem sie die Gewissheit erlangt haben, dass dieser Geldbeutel auch wohl gefüllt sei. Marion Delorme verliebt sich nicht etwa in einen armen Schlucker, sondern in einen Mann, der eine hinlängliche Rente besitzt, um selbst im späten Alter keinen Mangel zu leiden; Sapho liebt Gaussin, weil er einen reichen Onkel hat, dessen Universalerbe er sein wird; Marguerite Gautier begnügt sich allerdings mit einem Bürgerlichen, dessen Vater jedoch durch ehrliche Arbeit Millionen erworben, und Jeannine, die Schwiegertochter der Madame Aubray, weiss sehr gut, dass diese Verbindung ihr auch in Zukunft ermöglichen wird, ihre Loge in der grossen Oper zu behalten.

Aus dem soeben Gesagten resultirt sonnenklar, dass Frauen, welche aus Beruf stets Liebe geheuchelt, gerade keinen Heroismus an den Tag legen, wenn sie sich entschliessen, ihr ungewisses Geschick für immer mit dem Schicksale eines jungen, reichen und anständigen, wenn auch verblendeten Mannes zu verknüpfen. Eine solche Heirat ist ja ein wahrer Glücksfall — um mich vulgär auszudrücken — ein Haupttreffer, und der Gesellschaft wird da zugemuthet, diese Person, die freiwillig eine unüberbrückbare Kluft zwischen sich und uns gelegt, mit ausgebreiteten Armen zu empfangen, weil — sie einen Haupttreffer gemacht!

Richtig definirt und ins helle Tageslicht gerückt, erscheint uns diese von den französischen Schriftstellern ersten Ranges, ja von der ganzen romantischen Schule Frankreichs aufgeworfene und mit so viel Geschick vertheidigte gesellschaftliche These derartig widersinnig, ja derartig lächerlich, dass wir, aufrichtig gestanden, nicht begreifen können, auf welche Weise Männer wie Dumas, Sardou, Daudet, sowie ihre Vorläufer und Schüler auf einen derartigen Irrweg gerathen konnten. Der Hinweis auf den Grossmeister der Schule, auf Victor Hugo und seine Marion Delorme ist mehr als hinfällig, denn Hugo's Marion ist vor Allem keine „Pièce à thèse", das Stück ist ein historisches Trauerspiel, welches keinenfalls in der Absicht, eine neue Moral zu schaffen und zu propagiren, geschrieben wurde. Es ist ja bekannt, dass dieses Stück ursprünglich nicht „Marion Delorme", sondern „Ein Zweikampf unter Richelieu" hiess, dass die weibliche Hauptheldin desselben, die wahrhaft liebende historische Courtisane Marion, gerade ihrer Vergangenheit wegen von ihrem Geliebten Didier selbst in seiner Todesstunde mit Abscheu zurückgestossen wurde.

Nur auf Bitten und Drängen der ersten Darstellerin der Marion, der schönen Madame Dorval, der unvergleichlichen Künstlerin, die in so treuer Freundschaft dem grossen Dichter zugethan war, liess sich schliesslich Hugo bewegen, seinem

Didier einige Phrasen der Verzeihung in den Mund zu legen. Ja! der Held Hugo's verzeiht der Marion ihre Vergangenheit — nicht aber, um sie zum Altare zu führen, sondern vielmehr in dem Augenblicke, als die Häscher erscheinen, um ihn auf die Richtstätte zu schleppen.

Der Mann, welcher die einzige durch Marion mittels eines neuen „Falles" erkaufte Gelegenheit aus dem Kerker zu entwischen und dem Stricke zu entgehen, stolz mit den beinahe brutalen Worten:

„Fuir, qui fuir? Il n'est rien que j'aie à fuir au monde,
Hors vous — et je vous fuis — et la tombe est profonde"

zurückweist, ist gewiss berechtigt, in seiner Sterbestunde den Schleier der Vergessenheit über die Vergangenheit des Weibes zu ziehen, welches Himmel und Erde in Bewegung setzte, um ihm sein Leben zu retten. Wie man aus dieser „Marion Delorme" eine Rehabilitirung der Courtisane herauszulesen vermochte, ist mir absolut unbegreiflich.

Der erste Act dieses Stückes spielt in Blois, wohin Marion gezogen, um im Verborgenen eine Liebschaft — eine zufällige Laune — zu spinnen. Ihr Geliebter Didier hält sie für den „reinsten Engel." In diesem ersten Acte wird in einer meisterhaft spannenden Weise uns die Situation der Helden auseinandergesetzt und wir erwarten, dass im zweiten Acte der Kampf der Leidenschaften sich entspinne. Die Verwicklung ist in vornhinein angegeben. Hier wird gewiss der

Seelenzustand eines Mannes dargestellt werden, der leidenschaftlich liebt und erfahren muss, dass seine Geliebte eine „Gefallene“ sei. Leider trügt diese Exposition. Im zweiten Acte werden wir nämlich in eine mittelalterliche Schenke geführt, in der junge Aristokraten Bierbank-Politik treiben. Ein Herold erscheint, um ein Edict König Ludwig XIII. zu promulgiren, demzufolge der Zweikampf unbedingt verboten sei. Jeder übertretende Duellant soll ohne Rücksicht des Standes gehenkt werden. Kaum ist der Herold fort, gerathen Didier und Marquis von Saverny in Streit, die Degen fliegen aus den Scheiden und die beiden Gegner schlagen sich gerade beim Scheine der Lampe, welche zur Beleuchtung des Edictes angebracht wurde. Die Wache wird allarmirt, man verhaftet Didier, während Saverny, um den Häschern zu entgehen, sich todt stellt.

Didier entwischt aber durch Hilfe Marions aus dem Kerker, er zieht mit Marion zusammen in Gesellschaft einer Truppe wandernder Komödianten im Lande herum. Zufällig geräth er im dritten Acte auf das Gut des Grafen Mangi, des Onkels Saverny's, der über den Tod seines Neffen trauert. Der Graf erfährt zwar, dass sein Neffe nicht todt sei, um jedoch den anwesenden Polizeifunctionär Fortunio und den Staatsanwalt zu täuschen, lässt er den Trauerfeierlichkeiten freien Lauf.

Dieser zweite Act, sowie der grösste Theil des dritten sind von geradezu ermüdender Langweile. Hugo's Dramen eignen sich eben nicht zur Aufführung, sie sollen gelesen und nicht gespielt werden.

Erst gegen Schluss des dritten Actes kommt Leben in das Stück. Marion wird erkannt, Didier hört ihr Sündenregister — stösst sie von sich und liefert sich freiwillig den Häschern aus.

Im vierten Acte sind wir im Schlosse „Chambord", der Residenz Ludwig XIII. Marion, sowie Graf Mangi, dessen Neffe übrigens sich ebenfalls den Händen der Justiz überliefert hat, flehen den König um Gnade. Dieser vierte Act war bekanntlich für Carl X. bestimmend, um die Aufführung des Stückes zu untersagen. Er wollte nicht, dass sein Ahn als eine wahre Çaricatur dem Volke vorgeführt werde. Ludwig verspricht Gnade — allein Richelieu, der Allmächtige, vor dem der willenlose König sich beugen muss, ordnet die Hinrichtung an.

Im fünften Acte erscheint Marion im Kerker — mit dem Gnadenbriefe des Königs. Gleichzeitig erscheint auch Laffemas mit dem Hinrichtungsbefehle des Cardinals. Um ihren Didier zu retten, entschliesst sich Marion, dem Laffemas, dessen Schweigen sie erkaufen muss, sich hinzugeben. Laffemas begünstigt nun die Flucht. Allein Didier will von Flucht nichts wissen. Er stösst

Marion zurück. Erst als es zum Fliehen schon zu spät ist — als die Häscher erschienen, um ihn zum Richtplatz zu führen, rührt Marions Jammer sein Herz.

Die Schlussscene des fünften Actes gestaltete sich zu einem grossartigen Triumphe Sarah Bernhardt's. Der Cardinal wird in seiner Sänfte zur Richtstätte getragen und Marion wartet seiner am Wege. Sie wirft sich zu Boden, um Gnade zu flehen. Allein die Soldaten stossen sie zurück, während aus der verhängten Sänfte die rauhen Worte „Pas de grace“ erschallen.

Sarah windet sich in ihrem Schmerze, sie erhebt sich einige Male mit Mühe, schaut wie geistesabwesend ins Leere, fällt zu Boden, wälzt sich, erhebt sich neuerdings mit dem Aufgebote aller Kräfte, um mit erschütternder, halb rauh klingender Stimme die Schlussworte: „Voilà l'homme rouge qui passe!“ auszustossen und leblos zusammenzustürzen.

Nun ist in diesem Stücke von der Rehabilitirung der Courtisane die Rede?

VI. Abschnitt.

Aus den Gerichtssälen.

Ein Giftmörder aus Liebe.

Paris, den 14. October 1885.

Vor den Assissen des Seine-Departements entrollt sich heute eine Giftmischeraffaire, die nicht nur in Paris und Frankreich, sondern gewiss auch überall im Auslande nicht ermangeln wird, das allerhöchste Interesse hervorzurufen. Der Mann, der heute unter der schweren Anklage, seine eigene Frau, die tadellose Mutter seiner Kinder, vorsätzlich vergiftet zu haben, den Pariser Geschworenen vorgeführt wurde, bildet in Allem und Jedem den denkbar grössten Gegensatz zu Pel, dem unheimlichen Alchymisten, dessen zweimaliger Process geradezu sensationelles Aufsehen überall hervorrief.

Mordete Pel aus reiner Habgier, aus ebenso verwerflicher, wie empörender Sucht der winzigen Habseligkeiten seiner Opfer sich zu bemächtigen; — so credenzt Ribout — so heisst der Angeklagte — den Giftbecher aus Liebe, aus heisser, leidenschaftlicher Liebe, die zur verzehrenden Flamme, zur versengenden Begierde gesteigert, den grässlichen Entschluss in ihm reift, das Hinderniss,

welches der Befriedigung seiner ehebrecherischen Gelüste sich entgegenstemmt, selbst um den Preis des eigenen Kopfes gewaltsam hinwegzuräumen. Jung an Jahren, trotz der sehr primitiven Bildung, wie man sie eben in einem kleinen Gebirgsdorfe erlangen kann, von einem unermesslichen Ehrgeiz gewaltsam getrieben, kam Ribout vor Jahren mit seinem federleichten Bündel und in Holzschuhen, beinahe mittellos, nach Paris. Schneider von Profession, wusste er in kurzer Zeit mit der Fabrikation von Kunstblumen sich vertraut zu machen und schon nach vierjähriger Dienstzeit hatte er genügende Ersparnisse gesammelt, um an das Begründen eines Geschäftes denken zu können. Diensteifrige Vermittler, an denen es in Paris nicht mangelt, drängten sich an ihn heran und bewiesen ihm, dass er nun heiraten müsse, um mit mehr Capital sein Geschäft zu eröffnen. Nach einiger Suche gelang es diesen Tricoche's auch richtig eine Braut mit mehreren Tausend Francs Mitgift für den jungen Blumenarbeiter ausfindig zu machen und nun ging es frisch ans Heiraten.

Ribout schloss eine jener in den Grossstädten nur allzuhäufigen Ehen, bei denen die Person, die man heiraten soll, nur in ganz letzter und nebensächlicher Linie in Betracht kommt, während die Mitgift der eigentliche Hauptpunkt dieser commerciellen Verbindung bleibt. Das Paar lebte Anfangs im besten Einvernehmen, Ribout war ein

musterhafter Gatte, exemplarischer Vater und — was wohl selten sein mag — geradezu ein Ideal von einem Schwiegersohn. Für seine Frau — eine jener echten Arbeitsfrauen, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinter dem Ladentische sitzen, weder Vergnügungen, Zerstreuungen, noch die Freuden schöner Toiletten kennen, — hegte er eine grosse Hochachtung. War sie es doch in erster Linie, die durch ihren unermüdlichen Fleiss den eigentlichen Grundstein zur Wohlhabenheit legte. Zwölf Jahre hindurch herrschte Eintracht und Friede zwischen den Ehegatten und Ribout arbeitete unermüdlich an der Verwirklichung des Zukunftstraumes eines jeden echten Pariser Spiessbürgers — nämlich an der Schaffung einer Rente, die sorgenlos ohne Geschäft zu leben ihm gestatten würde.

Er vergrösserte sein Geschäft, kaufte Terrain in einem reizenden Villeggiaturorte unweit Paris in Noisy le Sec, baute daselbst eine Fabrik für Kunstblumen und schliesslich eine Villa für den eigenen Gebrauch.

In seiner Nachbarschaft wohnte ein früherer Arbeitscollege, ein Mann, der mit ihm gleichzeitig den Kampf ums Dasein begann, der jedoch dem Trunke ergeben, es nie auch nur zu einer sehr bescheidenen Einrichtung bringen konnte. Seine Familie war im Elende und musste öfter Hunger leiden, denn das Oberhaupt derselben liess in der Regel den Löwenantheil seines Wochenlohnes in

den verschiedenen Branntweinboutiquen und Assommoirs der Banlieu am Zahltage zurück.

Die Frau des durch eigene Kraft zum Fabrikanten gewordenen Arbeiters unterstützte häufig und reichlich die schuldlose Familie des gewesenen Collegen ihres Gatten und versprach schliesslich der auf dem Todtenbette liegenden unglücklichen Frau des Trunkenboldes, Mutterstelle bei ihrer Tochter Lucie zu vertreten. In der That wurde auch Lucie Guiot von dem Ehepaare Ribout nach dem Tode ihrer Mutter ins Haus aufgenommen und wie ein eigenes Kind behandelt. Sie fuhr des Morgens mit den beiden Gatten nach Paris ins Geschäft und kehrte des Abends in ihrer Gesellschaft zurück.

Lucie war 17 Jahre alt und, wie wir uns heute im Gerichtssaale überzeugen konnten, gewiss geeignet, die Tugendhaftigkeit von Personen von viel ernsteren, sittlichen Grundsätzen, als Ribout, auf die gefährlichste Probe zu stellen. Hoch aufgeschossen, schlank wie eine Esche, und dessen ungeachtet von stark entwickelten Formen, das reizende Köpfchen von einer goldig blonden, dichten Mähne umrahmt, mit einem reizenden Munde von Mutter Natur beschenkt, dessen Korallenlippen nur unvollkommen die doppelte Reihe glänzend weisser, feiner Elfenbeinzähne verdecken, in den fein colorirten Wangen allerliebste Graziengrübchen, die dem Lächeln, welches beständig ihr Gesicht

erhellt, einen Reiz verleihen, dem nur ein Marmorherz widerstehen könnte — ist Lucie geradezu das Prototyp einer eleganten Pariser Schönheit.

Die kleine Arbeiterin, die schon in den Kinderschuhen kokett war, entzündete in dem Herzen des 40jährigen Blumenfabrikanten eine Leidenschaft, die zu dämpfen er ausser Stande war. Der Johannistrieb stellte sich ein und Ribout hatte nur Sinn und Augen für seine bildhübsche Pflegetochter.

Die Kleine war listig und verschlagen, trotz ihrer grossen Jugend eine Meisterin der Verführungskunst. Sehr bald wurde sie gewahr, dass ihr Patron und Pflegevater in sie sterblich verliebt sei. Sie schürte die Flamme, fachte durch tausend Künste die Leidenschaft zur brennenden Lohe an. Bald bot sie ihm die werthlose Scheidemünze der Liebe, bald liess sie ihn die Vorhallen des Tempels betreten, um ihm hierauf zu erklären, dass sie sich nur dem ihr am Altare angetrauten Manne anheim geben werde. Die Intimität zwischen den beiden Personen wuchs von Tag zu Tage und wurde schliesslich so gross, dass der Scandal öffentlich war.

Ribout umarmte und küsste selbst in Gegenwart seiner Arbeiter die blonde Lucie, führte sie spazieren, überhäufte sie mit kostbaren Geschenken. Die arme Frau, der die Augen von ihrer Umgebung geöffnet wurden, litt zwar unsägliche Qualen in Folge dieses skandalösen Be-

nehmens ihres Gatten, — allein sie war Mutter und eine gute, aufopferungsfähige Mutter einer beinahe dreizehnjährigen Tochter. Im Interesse dieser Tochter schwieg sie und erduldete ohne zu murren die peinigenden Eifersuchtsqualen. Beinahe ein Jahr lang währte diese Sachlage. Ribout wurde von Tag zu Tag verliebter. In seinen Adern tobte und raste das aufgeregte Blut, von der unbefriedigten Leidenschaft gepeitscht. Allen seinen Anschlägen setzte Lucie einen starren Widerstand entgegen. Nun begann im Kopfe Ribout's der Gedanke zu keimen, seiner Frau selbst mit dem Einsatze seines Kopfes sich zu entledigen. Er wagte das Schaffot, um seine unbezähmbare Begierde stillen zu können.

Als Blumenfabrikant hatte er Gelegenheit, die Eigenschaften verschiedenartiger vegetabilischer Gifte kennen zu lernen. Er beschloss nun, mit Hilfe eines solchen Giftes seine Frau ins bessere Jenseits zu befördern. Am 24. Februar 1884 erkrankte plötzlich die sonst kerngesunde Frau Ribout. Die Krankheitssymptome waren denen der Opfer des Giftmischers Pel analog. Heftiges Erbrechen, heftige Durchfälle, unstillbarer, die Eingeweide verzehrender Durst, sowie brennender Schmerz im Magen und Brustkasten. Der herbeigerufene Arzt war ausser Stande, eine Diagnose aufzustellen. Er faselte von Frauenkrankheiten, verdorbenem Magen etc. und meinte schliesslich,

dass der Zustand der Kranken keinerlei Besorgnisse einflösse. Dem würdigen Aesculap fiel es eben nicht im Traume bei, dass hier ein Vergiftungsversuch vorliege.

Ribout erzählte mehreren Personen die Ansichten des Arztes, fügte jedoch in höchst cynischer Weise hinzu, er wisse es besser, „elle est fichue", „sie ist weg". Und richtig, 6 Tage später war Frau Ribout eine Leiche. — Das Benehmen Ribout's schon in Gegenwart der noch nicht ganz kalten Leiche war mehr als strafwürdig, es war thierisch roh, empörend, unmenschlich. Er umarmte Lucie, küsste sie leidenschaftlich und nahm sich nicht die geringste Mühe, seine Freude über den Tod der Mutter seiner Kinder zu verheimlichen. Kaum waren 2 Stunden seit der Bestattung seiner Frau verflossen und schon zog Ribout auf Freiersfüssen zur Behausung des Vaters der Lucie, um vom alten Trunkenbolde die Hand seiner Tochter zu erbitten. Seinem Begehren wurde mit tausend Freuden willfahrt und 3 Monate nach dem Tode der unglücklichen Frau hiess Lucie Guiot: Madame Ribout. Allein die Ehefreuden des Blumenfabrikanten sollten nicht von langer Dauer sein.

Die Mutter der Verstorbenen beschuldigte offen ihren gewesenen Schwiegersohn des Mordes. Zufällig erfuhr sie, dass Ribout, während der Krankheit seiner Frau, einen seiner Arbeiter in

eine Apotheke am entgegengesetzten Ende von Paris geschickt hatte, um daselbst auf Grund eines von ihm ausgestellten Receptes ein Medicament, das auszufolgen der Apotheker sich weigerte, zu holen. Sie erstattete die Anzeige und die Staatsanwaltschaft liess Ribout verhaften.

In der That stellte es sich heraus, dass Ribout den Arbeiter in diese entlegene Apotheke geschickt hatte, um sich daselbst „Colchicine" zu verschaffen. Colchicine ist ein sehr gefährliches, übrigens nur wenig bekanntes vegetabilisches Gift, welches aus der Blume „Wiesenzeitlose", die in sumpfigen Gegenden gedeiht, gewonnen wird. Der Apotheker, dem der Name des ordinirenden Arztes — Ribout hatte die Ordonnanz mit dem Namen eines Dr. Guilleme gezeichnet — unbekannt war, schickte den Arbeiter unverrichteter Sache weg, behielt jedoch den ominösen Schein. Die angeordnete Exhumation der Leiche ergab kein Resultat, da dieses Gift die Eigenschaft besitzt, im Organismus spurlos zu verschwinden. Schon wollte die Staatsanwaltschaft aus Mangel an Beweisen die Sache ad acta legen, als plötzlich Ribout eine Dummheit beging, die für ihn verhängnissvoll werden sollte. Er übergab einem Zellengenossen, der in Freiheit gesetzt werden sollte, einen Brief an seine Frau, befestigte denselben im Unterfutter seiner Hose und versprach dem Sträflinge eine reichliche Belohnung für das Bestellen dieses Briefes.

Dieser sah sehr bald — nachdem er den Brief gelesen — ein, dass er mit dem Briefe zu jeder Zeit Geld nach Belieben von Ribout werde erpressen können. Er associirte sich mit einem würdigen Genossen und nun begannen die Beiden der jungen Frau des eingesperrten Blumenfabrikanten Daumenschrauben anzusetzen. Diese Erpressungsversuche kamen zur Kenntniss der Behörde. Die beiden Kumpane wurden verhaftet und zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der verhängnissvolle Brief gefunden.

In diesem Briefe — der nach der Ansicht des Staatsanwalts einem Geständnisse gleichkommt — fordert Ribout seine Frau auf, Alles zu leugnen, sich von den Kreuzfragen des Untersuchungsrichters nicht verwirren zu lassen, da er nur auf diese Weise gerettet werden könne. Er spricht in demselben mit Bestimmtheit die Ansicht aus, dass ihm Nichts geschehen könne, da alle Beweise seiner Schuld mangelten.

Wiewohl dieser Brief allein als schlagender Beweis der Schuld Ribout's angesehen werden musste, wiewohl noch ausserdem die Staatsanwaltschaft eine ganze Reihe schwerwiegender Indicien gesammelt hatte, welche Ribout zu entkräften ausser Stande war; — liessen auch diesmal die Pariser Geschworenen, von den Thränen der schönen Lucie gerührt, Gnade vor Recht ergehen. Ribout wurde freigesprochen und mithin die Liste der geradezu

unbegreiflichen Freisprüche der französischen Geschworenen um einen sonderbaren Fall vermehrt.

Bisher glaubte man, dass blos Frauen straflos aus Liebe in Frankreich morden dürfen. Die Pariser Geschworenen haben uns nunmehr belehrt, dass unter gewissen Umständen auch Männer in ziemlich gefahrloser Weise der ihnen unbequem gewordenen Gattinnen sich gewaltsam entledigen dürfen.

Prinz Albert de Sartini Graf von und zu Rosarno.

Ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Dummheit.

Vor dem Zuchtpolizeigerichtshofe in Marseille hatte vier Tage hindurch ein Mann, gegen die Beschuldigung des Betruges, sich zu vertheidigen, der noch ganz kurze Zeit vorher in Paris in den Kreisen der besten Gesellschaft verkehrte und aus so mancherlei Gründen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wusste. Die Staatsanwaltschaft wirft dem Angeklagten, den wir dem geneigten Leser sofort vorstellen wollen, betrügerischen Handel mit Ordens-Decorationen vor und beschuldigt ihn, sich einen falschen Namen und Titel beigelegt zu haben.

Prinz Albert de Sartini war, wie schon bemerkt, in Paris eine ziemlich wohlbekannte Figur, welcher man sozusagen auf Schritt und Tritt begegnete. Nachmittags fuhr er im Bois und den Champs-Elysées spazieren, Abends flanirte er auf den Boulevards um

hierauf, sei es in irgend einem Modetheater oder einem Salon en vogue, den Rest des Abends (bis Mitternachts) zuzubringen.

Von hoher und kräftiger Gestalt, das nicht uninteressante Gesicht von einem kohlschwarzen, kurz geschorenen Barte eingerahmt, den Schnurbart à la Victor Emanuel stramm aufgedreht, präsentirte der Prinz sich stets als eine interessante Erscheinung von militärisch-strammer Haltung, der man es ansah, dass das Waffenhandwerk die einzige Jugendbeschäftigung gewesen. In der That hiess es auch, dass der Prinz ein pensionirter Commandeur (Major) sei, der in Diensten der Armee seines Heimatlandes, für Italiens Ruhm und Grösse sein Blut bei mehreren Gelegenheiten verspritzt haben sollte. Die stramme Persönlichkeit von entschieden militärischen Alluren, war stets in der tadellosesten Weise gekleidet. Der enganliegende Leibrock mit dem nie fehlenden in allen Farben des Regenbogens schillernden Ordensbändchen im Knopfloche, sass ihm wie angegossen. Der über das Ohr keck geneigte, glatt gebürstete Cylinderhut, der eingezwickte Goldklemmer, die nie fehlende Reitpeitsche mit dem Goldknopfe, kurz, die ganze Haltung des Mannes trug den Stempel unverkennbarer Eleganz, angeborene Vornehmheit, der allein die angebliche italienische Durchlaucht es zu verdanken hatte, dass ihr die Salons der besten Pariser Gesellschaft angelweit geöffnet wurden.

Ueber das uralte Geschlecht fürstlichen Geblütes der Sartini von Rosarno, deren Namen mit so viel Stolz unser Italiener trug, war allerdings kein Mensch irgend welche genaue Auskunft zu ertheilen in der Lage. Man wusste auch nicht ob die Güter, deren Revenuen dem Prinzen ein luxuriöses Leben zu führen gestatteten, im Monde oder auf der Erde gelegen seien; allein dessenungeachtet, hatte der Prinz Albert überall Zutritt. Man fand ihn im Empfangssalon Gambetta's, wie in den Prunksälen des Elysée, an der traulichen Kaminecke Victor Hugo's, wie in den glänzenden Salons der Madame Adam oder Prinzessin Lätitia Bonaparte, nunmehr Madame de Rute.

Der Italiener galt für excentrisch, für einen Ordensfex, der wohl eine Unmasse Kreuze und sonstiger Ordensembleme auf seiner Brust zu tragen pflege. Und in der That glich Sartini in Gala-Kleidung stets einem wandelnden Bazar. Der anerkannteste erste Salonlöwe dürfte kaum je bei einem stundenlangen Cotillon mit so vielen Papiermaché-Auszeichnungen decorirt worden sein, als Sartini gewöhnlich Orden zu tragen pflegte. Die rechte und linke Brustseite war mit den verschiedensten, in allen Farben schillernden Kreuzen und Medaillen bizarrster Form förmlich bedeckt, um den Hals trug er an einem breiten Bande einen sonnenförmigen Orden von kolossaler Grösse. Wenn irgend Jemand, wie Schreiber dieser Zeilen,

die italienische Durchlaucht nach den verschiedenen Namen dieser diverser Orden fragte, dem überreichte Prinz Albert mit unnachahmlicher Grandezza eine seiner feinen Visitenkarten, auf denen alle Aufklärungen zu finden waren. Diese Visitenkarte lautete wörtlich:

ALBERT PRINCE de SARTINI

Commandeur de l'ordre de Redempteur de Jérusalem et délégue représentant, Commandeur de l'ordre royal de Saint-Jean Baptiste d'Espagne, Chevalier de la Croix blanche de l'Italie, Commandeur do l'ordre du Christ de Portugal et de l'aigle blanc de Pologne, noble patricien, comte de Rosarno, président d'honneur de la Société nationale Belge de la croix rouge, Commandeur de l'ordre du Samaritain d'Allemagne, Commandeur de l'ordre de la croix de fer Union Valdontaine, commandeur du grand prix Lurindo Hugon Tagore, prince de l'Inde, Commandeur du grand prix Saint Louis, Commandeur du Nicham Ifticar, Commandeur de l'ordre anglo-polonais de la croix rouge et de l'ordre „Of the Trut Britons d'Angleterre, membre de l'Academie de Dante etc. etc.

Bei Victor Hugo führte sich diese exotische Durchlaucht als Vertreter der Akademie Stesicorea ein. Er behauptete beauftragt zu sein, dem greisen Dichter ein Diplom als Ehrenpräsident dieser gelehrten Gesellschaft zu überreichen. Victor Hugo nahm den Ehrentitel an und dankte gerührt für die grosse Auszeichnung in einem eigenhändigen Brief confuser Fassung, in dem von Verbrüderung zwischen Franzosen und Italienern viel zu lesen stand. Dieser Brief wurde in den Journalen reproducirt und Prinz de Sartini Graf von und zu Rosarno bediente sich dieser Zeitungsausschnitte

in der Ermangelung anderer Familien- und Adelspapiere, wandernden Comödianten gleich, zur Feststellung seiner Identität.

Bei Victor Hugo lernte Sartini den Pariser Deputirten Lockroy, den zweiten Gatten der Schwiegertochter Hugo's kennen, — eine Bekanntschaft, die ihm verhängnissvoll werden sollte, denn sie brachte ihn — wie man sofort sehen wird — auf die Anklagebank. Prinz Sartini trieb in Paris den Handel mit Orden en gros. Nicht etwa, dass er den Leuten durch falsche Vorspiegelungen, ihnen durch seinen Einfluss und seine Bemühungen, Auszeichnungen zu verschaffen, Gelder herauszuschwindeln trachtete — o nein, dazu war Sr. Durchlaucht zu vornehm. Er stellte gegen Bezahlung einer Taxe nach aufliegendem Tarife den P. T. Bewerbern selber Ordens-Diplome aus und verlieh Kreuze mit den hochtrabendsten Namen aus eigener Machtvollkommenheit. Als das Geschäft sich in Paris zu verflauen begann, übersiedelte Prinz Sartini nach dem Süden, um in Nizza, Marseille, Genf und Lyon die knopflochleere Menschheit mit Orden eigener Fechsung zu beglücken.

In Marseille, um sich Credit und Gewicht zu verschaffen, berief er sich häufig auf seinen angeblichen Freund, den Pariser Deputirten Eduard Lockroy, dessen Popularität im Süden eben so gross ist wie in Paris. Dem radicalen Politiker kamen diese Umtriebe zu Ohren und er beeilte sich, Sartini

öffentlich als Schwindler und Industrieritter zu brandmarken.

Die verschiedenen Decorirten wurden nun stutzig, sie verlangten Aufklärungen und forderten schliesslich stürmisch ihr Geld zurück. Da jedoch der Italiener Nichts herzugeben im Stande war, so wurde die Staatsanwaltschaft zur Intervention aufgefordert.

Vor dem Gerichtshofe entpuppte sich nun Graf von Rosarno, Prince de Sartini als ein ganz vulgärer Sgappuli, der übrigens schon zu wiederholten Malen wegen Betrug zu längeren Kerkerstrafen verurtheilt worden war. Die italienische Justiz fahndet schon lange nach unserem Prinzen, denn beim Verlassen der sonnigen Gefilde seines Heimatslandes vergass der Biedermann eine Bagatelle von 5 Jahren Zuchthaus abzubüssen. Sgappuli hat Kreuze und Orden in die schweren Hunderte an den Mann gebracht, allein kaum der zwanzigste Theil der Beschädigten schloss sich dem Strafverfahren an. Der grosse Tross zog es vor im Dunkeln zu glänzen.

Von geradezu überwältigender echt classischer Komik waren die Zeugen-Depositionen in der Ordensaffaire des Dr. Desclaux. Der biedere Aesculap wurde vom Präsidenten der Republik für seine wirklich hervorragenden Verdienste, gelegentlich der Cholera-Epidemie, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, allein das rothe Band ge-

nügte seinem Ehrgeize nicht; ihm verlangte nach einem grünen Bändchen. Sgappuli verkaufte ihm nun für baare 7000 Francs hintereinander den Orden des weissen Adlers von Polen, das weisse Kreuz des römischen Palatinates, sowie das Ritterkreuz des Redemptoristen-Ordens von Jerusalem.

Die letzte Ordensverleihung erforderte jedoch gebieterisch den traditionellen „Ritterschlag“. Dr. Desclaux veranstaltet nun ein glänzendes Festessen, ladet seine Freunde und Bekannte ein und — nun wollen wir aus dem Munde eines Tischgenossen die folgenden Ereignisse uns schildern lassen.

Der Zeuge deponirte: „Wir waren im Salon versammelt. Prinz Sartini kam zuletzt an. Er war in einen weiten ziegelfärbigen Mantel, der von innen mit scharlachrothem Tuche gefüttert war, gehüllt. Am Kopfe trug er einen mächtigen Dreispitz mit schwarzen Straussfedern. Mit einer geschickten Handbewegung warf er beim Eintritt den Mantel ab und stand plötzlich vor uns in theatralischer Pose in seiner ganzen Pracht. Wir verloren fast die Sprache vor Erstaunen. Er sah prächtig, glänzend, wie ein Triumphator aus. Den linken Fuss nach vorne gestreckt, den Kopf hoch erhoben, das glänzende Auge mit den zuckenden Blitzen auf den zitternden Doctor gewendet, glich er einem Kaiser oder grossen Kriegshelden. Seine Kleidung war der Inbegriff der Pracht, und zwar

einer orientalischen Pracht aus „Tausend und einer Nacht.“ Weisse Atlashosen mit reichlichen Goldstickereien, die einen lebhaften Contrast zu dem rothen mit grünen Einsätzen versehenen Uniformfracke bildeten. Das Tuch desselben war fast ganz von Gold- und Siberstickereien verdeckt Der Brust entströmte ein wahres Lichtmeer, sie war mit mindestens hundert glitzernden und funkelnden Orden bedeckt. En Bandelière trug er ein mächtiges grün-weisses Atlasband mit einer grossen goldenen Quaste. An der Seite hing ihm ein langer Rapierdegen mit vergoldetetem Korbe, dessen Scheide mit zahlreichen Edelsteinen besetzt war. Die rothen Safran-Ritterstiefel waren mit Goldschnüren verbrämt, mächtige goldene Sporen waren an denselben befestigt.

Der Doctor, der vor Aufregung zitterte und vor Freude glühte, nahte mit tiefer Ehrfurcht der glänzenden Erscheinung, führte dieselbe in die Mitte des Salons und kniete hierauf vor derselben nieder.

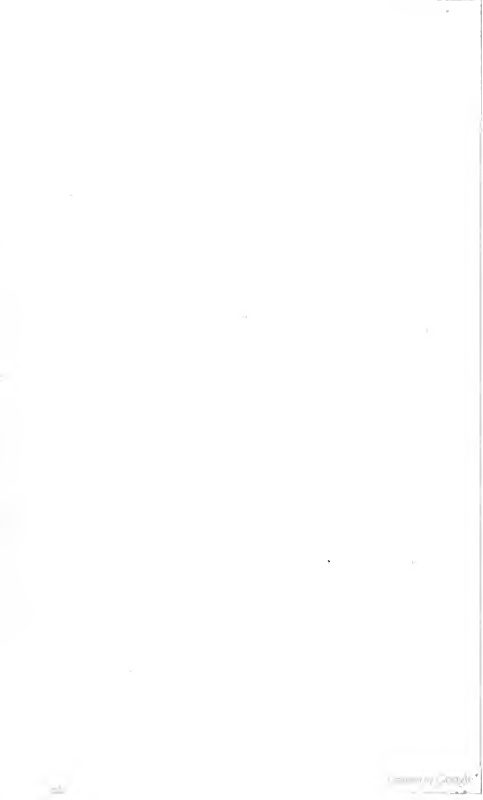
Der Prinz hingegen schaut sich triumphirend in der Runde um, zieht mit stolzer Geberde seinen Degen aus der Scheide und versetzte dem Knienden drei Schläge auf die Schulter. Hierauf hob er ihn in die Höhe, küsste ihn auf beide Wangen und erklärte ihn zum Ritter des heiligen Redemptoristen-Ordens geschlagen.“

Vor dieser Zeugenaussage verblassten alle anderen Depositionen. Des Publikums bemächtigte

sich eine grenzenlose Lachlust, Präsident und Gerichtshof stimmten in das homerische Lachen des Auditoriums mit ein.

Interesse mag auch die Klage des Feldpredigers der Militär-Akademie von Saint-Cyr verdienen. Sr. Hochwürden bezahlten bare hundertfünfzig Francs für die Medaille der „Société protectrice de l'enfance à Betlehem“, sowie für den Titel eines Mitgliedes der Dante-Akademie.

Sgappuli war geständig, will aber keine böse Absicht gehabt haben. Er fasste das ganze als Scherz auf. Der Vertheidiger trat für Freispruch ein, da nach seiner Auffassung die Beschädigten sträflicher als der Angeklagte wären. Der Gerichtshof verurtheilte Sgappuli nur zu acht Monaten Kerker, da er die grenzenlose Bornirtheit seiner Opfer ihm als mildernd angerechnet hatte.



VII. Abschnitt.

Die Revanche-Idee.



Die Revanche-Idee in Frankreich.

Liest man die gestrengen Monita's, welche die „Norddeutsche Allgemeine“ geradezu periodisch an die Adresse der Franzosen richtet, sowie die Begleitungsarien dieser Alarmrufe, welche rheinische und andere Blätter bei solchen Anlässen anzuschlagen nie unterlassen, sò muss man unbedingt annehmen, dass der Chauvinismus in Frankreich soeben üppig in die Halme zu schiessen beginne und dass jeder nach Paris oder Frankreich kommende Deutsche mindestens der Gefahr, bei lebendigem Leibe geröstet und gebraten zu werden, sich aussetze.

In der Wirklichkeit aber trifft das gerade Gegentheil zu und abgesehen von der Hitze, in welcher übrigens alle Macadamtreter, ob sie nun an der Spree oder Seine das Licht der Welt erblickt haben, in den letzten Tagen sieden und schmoren mussten, fällt in der That kaum irgend Jemandem hier zu Lande ein, in irgend welcher Hinsicht den Deutschen unangenehm zu werden.

Wohl denkt gelegentlich noch jeder Franzose,

wenn er gerade nichts Besseres zu thun hat, an Revanche, wohl mag so mancher die Militärpflicht hinter sich schon habende Pariser, während der Siesta nach einem guten Dejeuner oder oppulenten Diner, träumerisch den Rauchwolken seiner Cigarre folgen und dabei in seinem Geiste mit mehr oder minder grellen Farben den triumphalen Einzug der siegreichen Franzosen in das bezwungene Berlin sich ausmalen; — aber im Grossen und Ganzen sind alle diese Gefühle und Empfindungen heute schon rein platonischer Natur. Das „Träumen" in wachem Zustande ist ja bekanntlich eine überaus angenehme, obendrein auch nicht ermüdende Beschäftigung, welche bei einer tropischen Hitze sommerlicher Zeiten geradezu zu einem Hochgenusse wird. Der Pariser und Franzose, wenn auch keineswegs eine schwärmerische Natur, träumt einstweilen gern von zukünftiger Grösse und Macht, von Waffenerfolg und Gloire. Diese Träume sind aber herzlich unschuldiger Natur und es muss zum Mindesten befremden, dass man in den Redactionen gewisser Zeitungen, welche die Verhetzung zu einem wahren Sport ausgebildet haben, in Ermangelung handgreiflicher und sprechender Thatsachen, die intimsten Gedanken eines jeden Epiciers zu errathen sucht, um aus der meistens rein phantastischen Analyse derselben, den schlagendsten Beweis des stets im Wachsen begriffenen Deutschenhasses der Franzosen zu construiren.

Kaum hat irgend ein Déroulède oder ein anderer Professionspatriot vor einem halb benebelten Auditorium in irgend einer rauchigen und dumpfigen Kneipe einige mehr lächerliche, als ernst zu nehmende Kraftworte zum Besten gegeben, oder das ganze grosse Deutschland mit Stumpf und Stil ausgerottet und schon beginnt man in Berlin und Köln darüber zu leitartikeln, während am Ufer der Seine alle Welt über dergleichen Tollheiten die Achseln zuckt — ja anerkannte und hochgeachtete Patrioten, die grossmäuligen Absinthallucinirten direct des Schwindels und der „Fumisterie“ beschuldigen.

Lässt irgend ein gebürtiger industrieller Schweizer — wie Herr Tissot z. B. ein mehr oder minder geschickt fabricirtes Pamphlet in die Welt hinausflattern, in der einzigen Absicht, recht zahlreiche Exemplare an den Mann zu bringen — so wird mindestens drei Monate lang diesem Pamphlete in den Spalten der oben angedeuteten Zeitungen die ausgiebigste Reclame gemacht und diese täglichen Autodafés mittelst Druckerschwärze, bringen es in der That zu Stande, dass man in derartige plumpe publicistische Mausefallen aus purer Neugierde in hellen Scharen hineinfällt.

Wenn aber in Frankreich irgend ein Buch über Deutschland erscheint, in welchem dem deutschen Wesen und den staatlichen und socialen Einrichtungen des deutschen Reiches Gerechtigkeit

widerfährt, in dem die Institutionen desselben als Musterbild geschildert und eventuelle Charakter-Eigenschaften des Volkes als nachahmungswert dargestellt werden; — so finden in der Regel derartige Weltblätter selbst in Zeiten der Herrschaft der sauren Gurken oder den Monaten, in denen Seeschlangen so häufig gesehen werden — kaum irgend einen verfügbaren Raum, um derartige hochbedeutsame Werke auch nur flüchtig zu besprechen. Aus solchen Schriften resultirt nämlich klar, dass, wenn die Franzosen gelegentlich sich noch immer als polternde Deutschenfresser geberden — sie nunmehr allen Ernstes daran gehen, Deutschland und die Deutschen zu studieren. Es wäre einfach eine Anomalie, wenn ein Geschlagener in eitel Liebe zu seinem Besieger erglühen würde — und darum ist man nicht einmal berechtigt, von den Franzosen Sympathie zu fordern.

Allein den Anspruch, unbefangen und nach wahrem Werte beurtheilt zu werden, dürfen die Deutschen wohl 16 Jahre nach dem grossen Kriege erheben und die Erwartung hegen, dass das verbitterte Gemüth des Besiegten in dem Masse sich besänftigt habe, um der Einsicht sich nicht mehr zu verschliessen. Nun trotz aller Alarmartikel, die auf ein gegebenes Signal in der nicht unabhängigen deutschen Presse losgelassen werden, trotz des Sturzbades von Unglimpf und Schimpfworten, welche in der Regel in finanziellen Nöthen

sich befindende Pariser Hetzblätter bei Quartalsschluss über die Deutschen zu schütten pflegen — beginnt in Frankreich —, jeder unbefangene Beobachter wird es bestätigen — die Einsicht sich Bahn zu brechen. Man schenkt heute den Lügen und Entstellungen eines Tissot auch nicht den geringsten Glauben und beginnt deutsche Verhältnisse und deutsches Wesen ohne diese gewissen, durch habsüchtige Schriftsteller dunkel gefärbten Brillen zu betrachten.

Die Franzosen wissen heute sehr gut, dass in Deutschland ebenso gesittete Menschen, wie in Frankreich wohnen, sie beginnen allen Ernstes deutsch zu lernen und benützen ihre Ferien nicht etwa zu Ausflügen jenseits der „Vogesen", sondern zu „Studienreisen" bis an die Ufer des Vater Rhein's und von da bis mitten ins Herz Deutschlands.

Wer Franzosen und Paris kennt, wird mit mir übereinstimmen, dass die Franzosen von Krieg und Revanche wohl sprechen, aber gewiss, wenn man sie allen Ernstes auffordern würde ein definitives Votum abzugeben, aufs Entschiedenste einem Kriege mit Deutschland sich widersetzen würden. Wie lange übrigens die republicanische Staatsform in Frankreich bestehen wird, so lange kann man in Deutschland ganz ruhig sein. Ein republicanisches Frankreich wird nie einen Krieg vom Zaune brechen. Aber in dem Augenblicke

einer gelungenen monarchischen Restauration wird ein Revanche-Krieg imminent werden. Wie die Dinge heute liegen, kann eine Restauration nur das Resultat einer Ueberraschung und eines Staatsstreiches sein, die unmittelbare Folge eines gelungenen Handstreiches einer verschwindenden Minorität — einer Handvoll Verschwörer. Eine auf diese Weise installirte Regierungsgewalt hätte im Lande absolut keinen Boden — wäre ausser Stande ohne Bürgerkrieg sich Gehorsam zu erzwingen. Der neue Herrscher müsste unbedingt zwischen Bürgerkrieg oder Krieg mit Deutschland wählen und für die letztere Eventualität sich entscheiden — weil bei Ausbruch eines auswärtigen Krieges der Patriotismus die Dissidenten zum Schweigen bringen würde.

In gewissen Kreisen Deutschlands betrachtet man die republicanische Staatsform in Frankreich mit scheelen Augen und versucht auf directe oder indirecte Weise dieselbe in den Augen des deutschen Bürgerthums zu discreditiren. Ohne in principielle Betrachtungen über Staatsform etc. mich einlassen zu wollen, muss ich nochmals hervorheben, dass die sicherste Gewähr des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich gerade diese replublicanische Staatsform ist. Jeder Herrscher, selbst derjenige, der ohne Blutvergiessen den Thron in Frankreich besteigen könnte, würde, um seinen Thron zu consolidiren, um seiner Souverenität

einen Rechtstitel zu verschaffen, einen Krieg mit Deutschland provociren. — Das deutsche Bürgerthum sollte daher im eigenen Interesse mit der Republick in Frankreich sympathisiren und die Organe Deutschland's, welche den vertriebenen Orléans blutige Thränen nachgeweint und ihre Spalten wochenlang mit Entstellungen, Verleumdungen und Verunglimpfungen der französischen republicanischen Staatsmänner anfüllten — sollten doch erwägen, dass spätestens 6 Monate nach der Rückkehr des Grafen von Paris die allgemeine Mobilisirung in Deutschland würde angeordnet werden müssen.

Französische Stimmen über Deutschland und seinen Kaiser.

Zwei im Laufe des vorigen Monats erschienene Bücher, welche nicht nur der freundlichsten Aufnahme Seitens der ernsten französischen Blätter sich zu erfreuen hatten, sondern auch unter dem Lesepublikum reissenden Absatz fanden. Herr J. J. Weiss, der bekannte antirepublicanische Mitarbeiter und Cabinetschef Gambetta's, dem derselbe trotz des Heidenlärms der radicalen Presse einen ausschlaggebenden Einfluss auf alle Regierungsgeschäfte einräumte, der hochgeistreiche Philosoph und tiefgebildete Gelehrte — hat vor etwa 14 Tagen einen „Au pays du Rhin“ betitelten Band veröffentlicht, welcher in jeder Hinsicht das volle und ganze Interesse des deutschen Lesepublikums in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Dieser Band ist unstreitig das erste Buch seit dem Kriege, in welchem Deutschland nach seinem wahren Werte, d. h. im durchwegs günstigen Sinn besprochen und beurtheilt wird. Herr J. J. Weiss hat wohl eine bewegte Laufbahn hinter sich, er

hatte Gelegenheit, im sinneverwirrenden Rausche der Popularität zu schwelgen, wie den bitteren Kelch, den eine leidenschaftliche und aufgeregte Menge dem in Misscredit gerathenen Lieblinge von gestern zu credenzen pflegt, bis an die Neige zu leeren. Als allmächtiger Staatsfunctionär, der auf den Exdictator einen ausschlaggebenden Einfluss übte, wie als einfacher Custos der Bibliothek zu Fontainebleau — blieb Weiss immer derselbe Verächter der breitgetretenen Strasse, auf der die alltägliche Mittelmässigkeit wandelt, ein entschiedener Feind der auf Captivirung der Menge berechneten Effecthascherei. Die Unabhängigkeit seines Charakters, seine ideale Schwärmerei für die Wahrheit, sowie vor Allem sein grosses Talent brachten auch schliesslich seine Feinde zum Schweigen und heute dürfte kaum Jemand in Frankreich es bestreiten, dass J. J. Weiss zu den Geistesheroen ersten Ranges des zeitgenössischen Frankreichs zähle. Vor dem Geiste und Talente J. J. Weiss' verbeugen sich Alle — ebenso seine Feinde, wie Freunde, seinen echt französischen Patriotismus auch nur in Zweifel zu ziehen — könnte selbst ein Déroulède nicht wagen. Ein Buch über Deutschland, welches seinen Namen nun trägt, hat unstreitig eine hochwichtige Bedeutung, dieses Buch ist ein Document, ein Beweisstück ersten Ranges, J. J. Weiss' Ansichten und Urtheile sind für die gebildete französische Bourgeoisie, für die arbei-

tenden und wohlhabenden Mittelclassen unbedingt massgebend und gewiss wird dieses Buch „Au pays du Rhin“ in diesen Kreisen, so mancher ebenso unverschämt erfundenen, wie einfältig blöden Legende über deutsche Sitte und Lebensart ein Ende machen. Wo Weiss in seinem Buche Vergleiche zwischen den Erscheinungen des socialen Lebens in Deutschland und Frankreich anstellt, beweist er klar und deutlich seinen Landsleuten, dass das Volk jenseits des Rheins eine gesunde, von guten Grundsätzen regierte Gesellschaft sei, welche ebenso in moralischer wie staatlicher Hinsicht, den Franzosen zum Musterbilde dienen sollte. Schon die ersten Seiten seines Buches mit der originell geistreichen und übrigens thatsächlich wahren Anecdote, deren wir gleich gedenken wollen, geben uns ein überaus anschauliches Bild der Verschiedenheit der Volkscharaktere, d. h. beweisen, wie Herr J. J. Weiss ausführt, logische Denkungsweise des Deutschen, welche der natürliche Ausfluss des allgemein in Deutschland herrschenden Ordnungssinnes.

Herr Weiss erzählt uns, dass er bei seiner Abreise nach Deutschland, in der Eisenbahnhalle der Ostbahn plötzlich den Einfall hatte, ein „französisch-deutsches Conversationsbuch" sich zu kaufen. Er wendet sich an die Frau, welche die Eisenbahnbibliothek hält (bekanntlich ist der Bücherverkauf in den französischen Bahnhöfen ein

Monopol einer sehr bekannten Verlagshandlung) und erhält zur Antwort, dass französisch-spanische, französisch-italienische, sowie französisch-englische Conversationsbücher wohl am Lager seien, aber mit französisch-deutschen Conversationsbüchern sei die Bibliothek nicht versehen.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich verlangte nun Herr J. J. Weiss aus purer Neugierde von der Bücherverschleisserin der Bahnhofshalle in einer grossen rheinischen Stadt, welche das Centrum des Verkehres mit Frankreich bildet — ein deutsch-spanisches oder deutsch-italienisches Conversationsbuch. Nun die Frau schaute ihn mit grossen erstaunten Augen an und antwortete schliesslich, dass sie nur deutsch-französische Conversationsbücher am Lager führe. „Et voilà les deux pays!" ruft nun Weiss aus. Von der einen Seite das sonderbare Gemisch, — ein phantasievolles und selbst reizendes Gemisch, wenn man es gerade haben will — aber ein chaotischer Zustand; von der anderen Seite dagegen die Ordnung und die Regelmässigkeit — eine langweilige und vielleicht ermüdende Ordnung — dafür aber bequeme Einrichtungen und zweckmässige Vorkehrungen.

Herr Weiss ist in seinem Buche übrigens ebensowenig Apologist wie Pamphletist. Er lobt und führt seinen Landsleuten als Beispiel nur diejenigen Institutionen und Erscheinungen vor, die seiner ungetheilten Billigung sich zu erfreuen ha-

ben. Abgesehen von einigen gelungenen Portraits wie Bismarck, Kaiser Wilhelm, sowie die Mitglieder der kaiserlichen Familie, die im streng objectiven Sinn gehalten sind, beschäftigt sich Weiss hauptsächlich mit den deutschen Soldaten, mit den Schulen, den Theatern und dem geselligen Leben in den Städten. Ueberall, ebenso in der Schule, wie im Theater, auf der Strasse wie in dem Bierhause, findet er eine ordnungsliebende, gesunde und gut organisirte Gesellschaft.

Mit blutendem Herzen gesteht er ein, dass der preussische Soldat um Vieles strammer und tüchtiger, als der französische sei. Diese Superiorität des Mannes in Haltung, Geberde und Auftreten sei die natürliche, selbstverständliche Folge der überaus praktischen Erziehungsmethode der Deutschen, sowie die zweckmässigen Organisation ihrer Schulen. Die deutschen Offiziere sind, wie er versichert, nicht diese rohen und ungebildeten Krieger, wie die französischen Pamphletisten, welche über Deutschland schrieben, dem französischen Publikum weiss zu machen suchten, sondern vielmehr wohlerzogene und gründlich gebildete Männer, welche selbst im Verkehre mit ihren Mannschaften die Höflichkeit nur äusserst selten vergessen. Was die Schule anbelangt, constatirt Weiss die ganz ausserordentliche Ueberlegenheit der Deutschen, er geisselt mit einer bitteren Ironie das geradezu sinnlose Vorgehen

der Franzosen, welche nach dem Kriege nichts Eiligeres zu thun hatten, als alle deutschen Einrichtungen affenmässig zu copiren. Um aber recht bald den Deutschen überlegen zu werden — begann man diese Nachahmungswuth in einer solchen Weise zu übertreiben, dass man ins Lächerliche verfiel. So spielt man schon in der französischen Volksschule Soldat, während in Deutschland in den militärischen Erziehungshäusern, deren Zöglinge später in die Cadettenschule eintreten sollen, um Professionssoldaten zu werden, kein einziges Gewehr aufzutreiben sei.

Es kann unmöglich meine Aufgabe sein, den ganzen Inhalt dieses hochinteressanten Buches eingehend zu zergliedern und zu analysiren, hierzu würde vor Allem der mir zur Verfügung stehende Raum nicht reichen. Nur den Geist desselben zu kennzeichnen, das deutsche Publikum auf ein Werk eines hervorragenden Franzosen, in welchem den Deutschen Gerechtigkeit widerfährt, aufmerksam zu machen, war mein Zweck. Wie sehr die Idee der Revanche fast täglich zu einem rein platonischen Gefühle sich umwandle, belehrt uns in geradezu schlagender Weise dieses Buch des Herrn J. J. Weiss. Nach einer genauen Schilderung der militärischen Macht Deutschlands gelangt der Verfasser zu folgendem Conclusium: „Die Herrschaft über die Meere wird dem nebelreichen England verbleiben, während die Herrschaft über den

Continent in Zukunft den Deutschen gehören wird; der französischen Lerche verbleibt blos ihr Gesang." Nun dieses Conclusium riecht gewiss keinesfalls nach Revanche und dürfte kaum in den chauvinistischen Ohren der schon erwähnten Professionspatrioten angenehm klingen. Allein die ernsten Franzosen wird dieses Buch zum Nachdenken anregen, es wird ernüchternd wirken und gewiss Früchte zeitigen, welche dem Verkehre der beiden Völker unter einander zu Statten kommen wird.

Fast gleichzeitig erschienen bei Paul Ollendorf zwei andere Werke, welche vielleicht in noch erhöhtem Masse in Deutschland Interesse erwecken dürften: „L'Empereur Guillaume et son règne" lautet der Titel des einen Buches, welches den Herausgeber und Chefredacteur des oft citirten „Memorial diplomatique" Eduard Simon zum Verfasser hat. Der Verfasser gibt uns eine synthetische Zusammenstellung des ganzen Lebens des greisen Kaisers, dabei einer rein objectiven Darstellung im Grossen und Ganzen sich befleissend. Herr Simon schrieb seine Geschichte, „Kaiser Wilhelm und seine Herrschaft," nicht als Franzose, sondern vielmehr als Historiker — er liess daher alle Fabeln und tendenziöse Erfindungen bei Seite, um nur nach Thatsachen und Handlungen ein durchwegs sympathisches Bild des Kaisers zu entwerfen. „Kaum irgend eines Herrschers Lebenslauf," meint

Herr Simon, bietet so zahlreiche Ueberraschungen, Antithesen und Contraste, wie das Leben des Kaisers Wilhelm. Ohne gerade das Genie seines Ahnherrn Friedrich II. zu haben, wird Kaiser Wilhelm in gleichem Masse in der Geschichte seines Jahrhunderts die erste und hervorragendste Stelle einnehmen. Schwächlich und kränklich in seiner Jugend, selber überzeugt, dass er nicht lange leben werde, hat Kaiser Wilhelm bis jetzt schon beinahe die äussersten Grenzen der Lebensdauer, welche Menschen erreichen können, überschritten. Anfangs mit der bescheidenen Rolle eines Soldaten im Dienste seines Bruders zufrieden, wurde er später der gewaltigste Herrscher des zeitgenössischen Europa. Ein überzeugter und schwärmerischer Anhänger des Königsthums von Gottes Gnaden, zwang ihn schliesslich die Staatsraison, der Legitimität die schwersten Wunden zu schlagen. Zu Beginn seiner Laufbahn verhasst, im höchsten Grade unpopulär, in Berlin selber am Leben bedroht, durch den Hof sogar aufgegeben, sollte er mit der Zeit die populärste Heldenfigur werden, welche ein ganzes Volk anbetet. Kaiser Wilhelm ist einer jener wenigen Sterblichen, denen Alles im Leben gelingt. Kaiser Wilhelm handelte gemäss einem vorher reiflich erwogenen Plan und wusste mit besonderer Geschicklichkeit stets diejenigen fähigen Personen ausfindig zu machen, die speciell geeignet waren, seine Pläne durchzuführen.

So fand er Roon, um die preussische Armee zu reorganisiren, Moltke, um die Pläne der künftigen Feldzüge zu entwerfen, so wusste er der feudalen Partei einen Bismarck zu entreissen — der allein die Kraft innehatte, mit der parlamentarischen Opposition fertig zu werden und gleichzeitig alle äusseren Hindernisse der jetzigen Grösse und Macht Deutschlands wegzuräumen."

Der Verfasser schildert die Lebensweise und den Charakter des Kaisers in durchwegs sympathischem Tone und citirt zur Characteristik desselben einen hochinteressanten Ausspruch des Fürsten Bismarck. „Nie gab es einen bescheideneren, humaneren und grossherzigeren Menschen als den Kaiser. Unser Kaiser ist in Allem und Jedem so sehr Democrat, dass selbst der eingefleischteste Republikaner, der aufrichtig beurtheilen will, ihn bewundern muss."

Fast gleichzeitig erschien im selben Verlage ein Machwerk, „Allemagne telle quelle est" betitelt, welches einen gewissen Jacques St. Cère zum Verfasser hat. Unter dem Pseudonym Jacques St. Cère soll ein ziemlich unvortheilhaft bekannter Journalist, welcher unter dem Pseudonym Carl Frey mehrere Jahre von Berlin aus als Correspondent bei der chauvinistischen „France" thätig gewesen, sich verstecken. Dieser Schriftsteller — Elsässer von Geburt, kann bei den Deutschen auch nicht eine einzige gute Eigenschaft entdecken,

die sonst bei anderen Völkern eventuellen Schattenseiten des Nationalcharakters die Waagschale halten. Die Deutschen sind nach St. Cère's Versicherung grob, ungezogen, brutal, geizig, habsüchtig, misstrauisch gegen Alle — selbst gegen ihre eigenen Eltern und Kinder, weiter, verlogen und hypocril, Aufschneider und Prahlhänse, Säufer und Faulenzer. „Die deutsche Familie ist eigentlich eine Versammlung von Compagnons, die bei gutem Geschäftsgange friedlich beisammen leben, im Falle von Verlust sich gegenseitig bekriegen. Der Vater zögert keinen Augenblick, seine Kinder zu enterben, während diese wiederum ohneweiters bereit sind, diesen Vater unter Curatel zu stellen etc.“ Dieses Buch etwa besprechen zu wollen, oder gar der Mühe einer Widerlegung zu unterziehen, wäre eine absolut müssige Sache.

In Deutschland fasst man leider in der Regel die hiesigen Publicationen über Deutschland sehr falsch auf und meint, sowie ein ähnliches Pamphlet erscheint, der betreffende Autor habe dem französischen Volke aus der Seele gesprochen. Diese weit verbreitete Annahme ist grundfalsch. Alle industriellen Verfertiger solcher Pamphlete — fast ohne Ausnahme — sind Talmifranzosen. Herr Tissot stammt aus dem mehr deutschen, denn französischen Canton Freiburg in der Schweiz und seiner zweifelhaften Muse diente als Souffleur ein Prager Journalist, der sich in Frank-

reich naturalisiren liess und seinen echt deutschen Namen mit einem französischen Pseudonym vertauschte, welches von Zeit zu Zeit sogar in einigen deutschen Blättern zu lesen ist. Herr St. Cère ist ebenfalls als Elsässer, mehr deutscher denn französischer Abstammung. Graf Vassili — ich meine den wirklichen Verfasser der „Société de Berlin“ — ist ebenfalls ein Deutscher.

Wenn wirkliche Franzosen über Deutschland schreiben — was sie übrigens selten thun — so befleissigen sie sich eines ganz anderen Tones. Nur diejenigen Verfasser, die auf charakterlose Weise leicht Geld verdienen und die gleichzeitig einer eventuellen Beschuldigung des Renegatenthums im vornehinein die Spitze abbrechen möchten, schimpfen wie die Rohrspatzen. Würde man in Deutschland bei Erscheinen solcher Bücher nicht die Franzosen im Allgemeinen für dieselben verantwortlich machen, so wäre der Erfolg derartiger Publicationen ein so geringer, dass diese Schandliteratur sehr bald von der Oberfläche verschwinden würde. Als Tissot sein „Milliardenland“ schrieb, konnte er keinen Verleger finden. Und da er auf eigene Kosten das Buch nicht officiell drucken lassen wollte, so bat er einen befreundeten Sortimentsbuchhändler, 500 Exemplare im Voraus fest zu bestellen. Natürlich streckte er das nöthige Geld vor. Das Buch wurde nun gedruckt und in gewissen deutschen Zeitungen begann man sofort

Gleiches mit Gleichem heimzuzahlen, d. h. auf Frankreich weidlich zu schimpfen und Drohungen auszustossen. Die hiesigen Blätter übersetzten diese Urtheile und das französische Publicum begann das Buch zu kaufen. Hätte man blos mit Tissot allein sich beschäftigt und die Franzosen als Nation aus dem Spiele gelassen, so hätte Tissot kaum seine Rechnung bei dieser Publication gefunden. Hier in Frankreich sind eben die Bücher bedeutend billiger als in Deutschland und der Franzose im Allgemeinen ist kein Freund der Leihbibliotheken — er kauft Bücher. Sowie nun ein Buch eine öffentliche Discussion hervorruft — wird es en masse gekauft.

Man sollte daher derartige Publicationen einfach mit Verachtung übergehen und mit Urtheilen so hochangesehener Männer von hervorragendem Talent wie J. J. Weiss oder Edouard Simon, die echte Franzosen sind, in Deutschland sich zufrieden geben.





